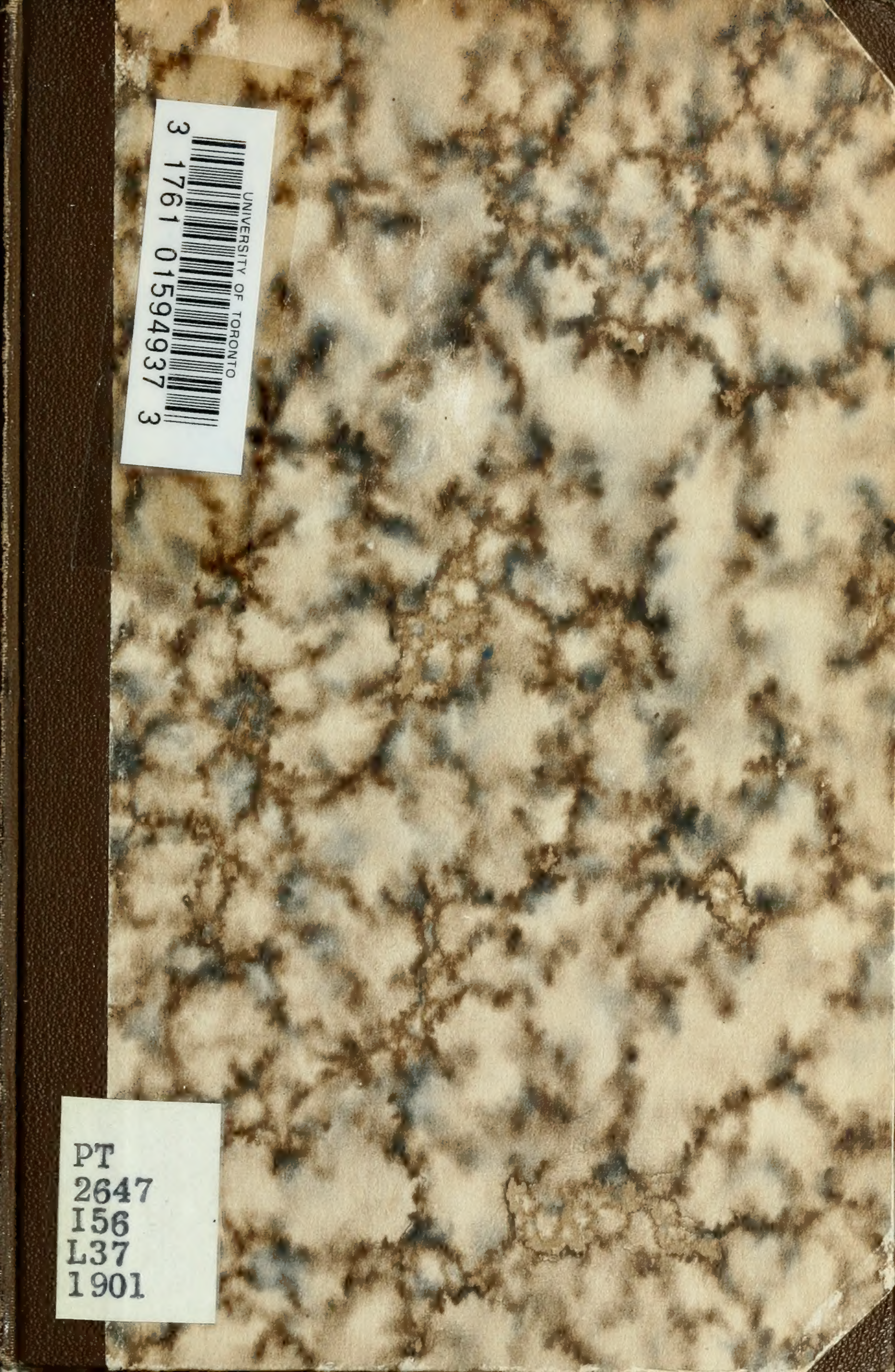


PT
2647
I56
L37
1901



Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Peter Kaye



Letzte Geschichten und Gedichte

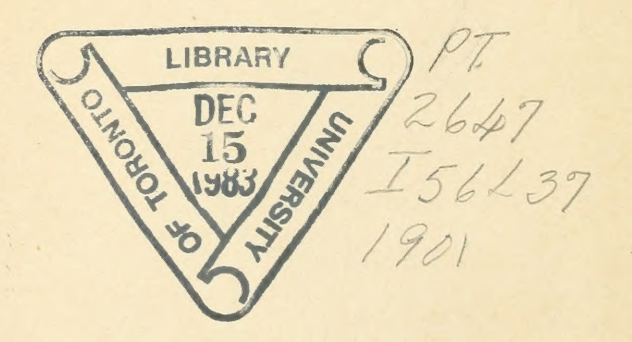
von

Josef Willomitzer.



Berlin W. 50
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Hermann Ehbock.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten.



Inhalt.

Josef Willomitzer.

Ein Nachruf für Josef Willomitzer!

Das war die Meinung nicht, als wir vor kaum zwei Monaten — nach sonnigen Tagen des Beisammenseins, das uns ferne von der Heimat das volle Gefühl der Heimlichkeit gegeben hatte — im Gewühle der Weltstadt mit kurzem Gruß von einander Abschied nahmen.

Der Freundschaftsversicherungen bedurfte es nicht. Fühlte doch jeder von uns beiden, daß das aus den innersten Erlebnissen gewobene Band, das uns verknüpfte, durch keine Entfernung gelockert oder gar zerrissen werden konnte. Durch keine! Auch durch jene nicht, die nur von der liebevollen Erinnerung überbrückt werden kann!

Aber nichts lag mir ferner als die Vorstellung von solcher Trennung. Unter allen Männern, mit denen mich jemals gemeinsames Wirken und verwandtes Fühlen verband, weiß ich keinen, der mir, so ganz helle Gegenwart, froh bewußtes Leben, in sich beruhigte Kraft in das Dasein hineinleuchtete, wie der teuere Freund, an dessen lichtem, heiterem und ausgeglichenem Wesen mein schwerflüssiges und zur Sorge geneigtes Naturell so oft Halt und Heilung fand. Er war der Jüngsten einer mit seinen einundfünfzig Jahren, frisch im Schaffen und Genießen, froh im Bieten und Empfangen, frei von aller Müdigkeit und Blasiertheit. Alles in seiner Natur schien geschaffen, sich auszuleben und abzurunden.

Wenn ich von ihm als einem Dahingegangenen reden soll, liegt mir wahrlich die Wehklage näher, als die epische Ruhe, die nötig wäre, von seinem Wesen zu berichten. Aber mir ist, als wirkte er selbst in diesem Momente beruhigend auf mich ein. Denn in seiner Heiterkeit lag mehr

als der leichte Sinn, der das Leben von der lustigen Seite nimmt; in ihr war der Ernst einer Lebensanschauung geborgen, in der die Freude am Dasein mit einer mutigen Entsagung verschwistert war. Er war ein Meister darin, sich zu bethätigen und sich zu bescheiden. Er wankte nicht im Windhauch des Lebens und betrachtete mit Wehmut das Wechselspiel von Sturm und Sonnenschein, dem der Einzelne erliegt und in dem die Saat der Menschheit reift. Seine Fröhlichkeit wurzelte in einer männlichen Festigkeit, die das Leben liebt und das Ende nicht fürchtet.

So mahnt mich seine Nähe — denn ich fühle mich ihm so nahe wie je zuvor — die Naturlaute des Schmerzes zurückzudrängen, ihn nicht zu beklagen, sondern ihn mit Teilnahme anzuschauen als innere Natur, die nicht sterblich ist und die wir durch keine Unbarmherzigkeit der äußeren verlieren können.

* * *

Joseph Willomitzer trat im Jahre 1869, kaum 20 Jahre alt, in die deutschen Litteraturkreise Prags ein. Zu Bensen, am 17. April 1849 als Sohn eines Staatsanwalts-Substituten geboren, hatte er in seinem Heimatstädtchen und in Eger, wohin sein Vater bald als Beamter versetzt wurde, eine sorgliche Erziehung genossen; doch war das Milieu, in dem er aufwuchs, ein überwiegend ländliches. Er hatte als Knabe Berührung mit volkstümlichen Kreisen, lebte sich in die Egerer Mundart ein und erfreute sich zeitlebens an den lustig-derben volkstümlichen Weisen der nordböhmischen Heimat.

Für das Studium bestimmt, war er bis zur sechsten Gymnasialklasse aufgestiegen, als der frühe Tod seines Vaters einen Umschwung in den Familienverhältnissen herbeiführte. Die Nötigung, in das Erwerbsleben einzutreten, unterbrach das Studium und Willomitzer wurde zu dem Eger-Franzensbader Buchhändler und Zeitungseigentümer Gschihay in die Lehre gethan. In wieweit — gegenüber

dem Zwange, so früh in eine praktische Thätigkeit einzutreten — seine eigene Neigung dabei thätig war, ihn gerade in den Bereich der Bücher und Zeitungen einzuführen, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß der junge Buchhandlungsgehilfe die wenigen Jahre dieser Praxis ausnützte, um sie zu vollgültigen Bildungsjahren zu machen. Aus freiem Antrieb, von keiner Seite her angehalten oder gelenkt, las Willomitzer in jenen Jahren alles Gute und Gediegene, das ihm zugänglich war, und aus eigener Kraft erwarb er sich eine krystallhelle Reinheit des schriftlichen Ausdrucks. Und in diesen Lehrlingsjahren trat auch schon die Eigentümlichkeit seines Talentes, die Freude am lustigen Fabulieren und das humoristische Behagen seines Naturells hervor. Einige seiner Humoresken entstanden bereits in den Tagen, in denen er die internationalen Besucherinnen der Franzensbader Leihbibliothek bediente und sich dabei in aller Stille schalkhafte Gedanken über Welt und Leben machte. Seinem Chef blieb diese Begabung nicht verborgen, und die Egerer Zeitung brachte Beiträge des kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Mannes. Mit guter Laune erzählte Willomitzer später — in der Einleitung zu seinem Buche: „Lauter Unica" — von dem Hochgefühl, das ihm der einzige Abonnent der Egerer Zeitung, der eine weitere geographische Verbreitung des Blattes verbürgte, „der Abonnent in Czernowitz" bei seinen Arbeiten einflößte. Dieser Abonnent war freilich als geistiger Mittler nur eine heitere Phantasmagorie, aber die ersten journalistischen Leistungen für das kleine Blatt schlugen nichtsdestoweniger die Brücke zu einer schriftstellerischen Existenz. Auf Grund dieser Talentproben fand sich Franz Klutschak, der mit Willomitzers Vater befreundet gewesen war, bereit, den blutjungen Mann nach Prag zu berufen und in den Verband der von ihm geleiteten Zeitung „Bohemia" aufzunehmen. Unter der Obhut dieses strengen und doch im Herzensgrunde gütigen Mannes that Willomitzer die ersten Schritte in eine größere Öffentlichkeit. Nach Klutschaks System wurde

er zuerst zu allerhand Reporterdiensten verwendet und erst ganz allmählich zu Arbeiten, in denen sich Originalität und Talent bekunden konnten, zugelassen. Eine andere hochbegabte Natur hätte sich vielleicht gegen diese Art der Führung aufgelehnt, aber Willomitzers früh entwickelter Humor und die köstliche, ruhige Bescheidenheit seines Wesens fanden sich mit gutem Mute in die gegebene Lage.

In jene Zeit fällt meine erste Bekanntschaft mit dem Freunde. Das stille, launige Wesen Willomitzers übte eine große Anziehungskraft auf mich aus. Eines Tages übergab er mir in seiner wortkargen Art ein stattliches Manuskript mit dem Ersuchen, ich möchte „das Ding" lesen und ihm meine Meinung darüber sagen. Lebhaft erinnere ich mich des ganz merkwürdigen Eindrucks, den mir diese Arbeit machte. Mein Interesse wuchs von Blatt zu Blatt und ich war so erfreut von der kecken frischen Originalität, die mir da entgegenlachte, und die ich in dem stillen, etwas scheuen jungen Manne, der, das blonde Schnurrbärtchen in dem frischen roten Gesichte zupfend, seine Worte so leise und langsam vorbrachte, niemals vermutet hätte, daß ich meiner Empfindung sofort in einem enthusiastischen Briefe an den Autor Luft machte. Die Geschichte hieß: „Das Fatum von Gogelheim", war offenbar aus dem Egerer Milieu herausgestaltet, und behandelte die geheime Liebe zwischen einem angeblichen „Menschenfresser", der täglich — sehr gegen seine Neigung — an einem Stück Menschenfleisch in der Schaubude lecken muß und sich in die bürgerliche Existenz hinübersehnt, und einer Bürgermeisterstochter, die just in der ursprünglichen Kraft des vermeintlichen „Wilden" ihr Ideal verwirklicht sieht. Alles, was den Humoristen Willomitzer später für weite Kreise kennzeichnete, war in dieser kleinen Novelle bereits im Kerne gegeben: der Sinn für das Phantastisch-Groteske, die tiefe ursprüngliche Heiterkeit, die reiche Erfindung und die immer treffende und doch niemals verwundende Satire. Dieses köstliche Kapriccio und die Aner-

kennung, die ich dem Autor entgegenbrachte, begründeten meine nähere Bekanntschaft mit Willomitzer, und so darf ich wohl sagen, daß, wenn ich als Freund über ihn urteile, das Urteil älter als die Freundschaft, ja so recht eigentlich die Quelle der letzteren ist.

In der „Bohemia" erweiterte und erhöhte er bald durch die Kraft seines Talentes seine Stellung, so daß er gegen Ende der siebziger Jahre, als Klutschak sich auf die Herausgeberschaft zurückzog, der gegebene Mann war, um in Gemeinschaft mit dem Chefredakteur Joseph Walter das Blatt zu leiten; im Jahre 1889, als Walter aus dem Leben schied, wurde er mit der alleinigen selbständigen Führung des Blattes betraut. Unter seiner Leitung nahm die „Bohemia" jenen entschiedenen nationalen Charakter an, der ihr das Vertrauen des ganzen deutschen Volkstums in Böhmen erwarb, und empfing zugleich ein modernes litterarisches Gepräge, das dem Geiste der fortschreitenden Zeit entsprach. Was ihr Willomitzer aber über all dies hinaus gab, das war die individuelle Farbe einer hochbegabten Persönlichkeit, die in lebendigste Fühlung mit den Lesern trat und lange Jahre hindurch geistig anregend und sittlich führend auf diese einwirkte. Auch sittlich führend: denn so fern dem künstlerischen Naturell Willomitzer die lehrhafte Art des Vortrages lag, so entschieden sein Geschmack das Hochtrabende und Salbungsvolle ablehnte, so deutlich traten die ethischen Grundzüge seines Wesens in seiner politischen und belletristischen Thätigkeit hervor und spiegelten eine selbstständige Persönlichkeit, die die Meinung des Tages mitbestimmte, ohne sich selbst von ihr beirren zu lassen. Die lebhaften Empfindungen, die für die ethische Richtung seines Wesens den Ausschlag gaben, waren ein treues und stolzes Nationalgefühl und eine warmherzige, stille und tiefe Humanität, deren reine Quelle nie durch Eigensucht oder Wallungen der Gehässigkeit getrübt wurde. In den Dienst dieser Empfindungen stellte sich sein Scharfsinn, sein plastisches

Ausdrucksvermögen und sein satirisches Talent, das er bei aller Neigung zum Volkstümlichen, Kräftigen, ja Derben, bei aller Freude an kecker Linie und wirksamer Karrikatur nach der Seite des Treffenden, wie des künstlerisch Zulässigen fein und sicher abzugrenzen verstand.

Alle diese Gaben bethätigte Willomitzer auch im täglichen Berufe des Journalisten; denn so rasch er kraft seines Talentes produzierte, so große Achtung hatte er vor der Druckerschwärze, so sehr war es ihm gegen die Natur, „mit Wasser zu kochen" und das, was man „im Handgelenke hat", der Öffentlichkeit zu übergeben. Man kann wohl sagen daß jeder Artikel, ja jede Notiz, die von ihm herrührte, das Gepräge seiner ethischen und geistigen Persönlichkeit an sich trug.

Inmitten dieser journalistischen Thätigkeit, die täglich starke Anforderungen an den Verbrauch geistiger Kräfte stellte, fand Willomitzers glückliches Naturell Muße und Stimmung zu einem rein künstlerischen Schaffen, das sich gerade in den Jahren, in denen die Verantwortung des Berufs am stärksten auf ihm lastete, am reichsten entfaltete. Daß ihm dies glückte, trotzdem die Sorge für die Leitung eines größeren Tageblattes auf seinen Schultern lag und trotzdem er täglich die geistige Beweglichkeit seines Naturells in den Dienst der oft tief verstimmenden politischen Kämpfe stellte, spricht schon für die geniale Veranlagung seines Wesens, dem die Hingebung an die Spiele der Phantasie kein Geschäft, sondern die Befriedigung eines inneren Bedürfnisses war. Im Gegensatze zum anschmiegsamen Talent, das sich leichter der überlieferten Formen und Maße bemächtigt und rasch den Weg zum Wohlgefallen und zur Gunst der Menschen findet, ist die starke und naive Begabung durch den selbständigen Sinn für das Wesentliche gekennzeichnet, der das Maß für die Dinge aus der eigenen Natur entnimmt und im Schaffen — ohne Abhängigkeit von Beifall und Förderung — ein stilles, sorgloses Selbstgenügen

findet. An Willomitzer konnte man diese Seite genialer Anlage mit der innigsten Freude an der Persönlichkeit wahrnehmen und verfolgen. Seine dichterischen Bedürfnisse waren tief ursprünglich, seine Freude am Schauen und Gestalten hatte und behielt, so sicher er im Gebrauche der Kunstmittel war und so fein er die Wirkung abzuwägen verstand, einen erquickend kindlichen, im edelsten Wortsinne naiven Grundzug. Bescheiden in seinen Lebensansprüchen, dankbar für jede gütige Wendung des Geschicks und jede kleine Lebensfreude, niemals vom Krampf des Ehrgeizes und von der Sucht zu glänzen gequält, hatte er eine ehrliche Freude am Fabulieren, an der Ausspinnung phantastischer Einfälle, am Spiele des Witzes und an der satirischen Weltbeobachtung, der eine ausgesprochene Vorliebe für das Schlichte, Gerade und einfach Gute zu Grunde lag. Kaum, daß ihn der Tagesberuf losgelassen hatte, war er auch mitten drin in seiner Welt der schalkhaften Erfindung, in der die flüchtigen Ereignisse eine typische Form gewannen und der nächste Eindruck sich zum dauernden Bilde verdichtete. Auf einsamen Spaziergängen, auf dem täglichen Wege ins Bureau, frohgemut und nachdenklich, die Hände auf dem Rücken, einherschreitend, mitunter ein Liedchen pfeifend, ersann er seine köstlichen Schnurren, seine anmutigen Stachelreime, seine satirischen und psychologisch feinen Geschichten. Er produzierte leicht, aber niemals leichtfertig, stellte immer die strengsten Anforderungen an die Ausgiebigkeit des Einfalls und die Tadellosigkeit der Form und legte dem Geschaffenen trotzdem eher zu wenig als zu viel Wert bei; ja er verstreute lange Zeit, ein Krösus an Einfällen, seine kostbaren Scherze im täglichen Verkehr und in gelegentlichen Zusammenkünften, ohne an eine litterarische Verwertung zu denken. So genial wie diese Sorglosigkeit war seine Freude, sich im Nächsten zu bethätigen, das Beste anspruchslos im engen Kreise oder für diesen Kreis zu produzieren. Das Goethesche Wort: „Wer

nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre" wird zum indirekten Lobe, wenn es auf Willomitzers Wesen und Wirken angewendet wird. Er sah die Welt in seinen Freunden und verdiente es, daß die Welt von ihm erfahre — lange bevor dieser Fall eingetreten war. Manches seiner Gedichte wurde nur handschriftlich verbreitet; das Lied „Schielen und Schauen", das eine große volkstümliche Bedeutung gewinnen sollte, war einem rasch verwehten Flugblatte zum Kaiser Josef-Kommers im Jahre 1880 gewidmet, einige seiner originellsten Novelletten waren lange Zeit nur einem engen Leserkreise bekannt.

Spät entschloß sich Willomitzer, einige seiner Skizzen und Novellen in einem Büchlein zu sammeln. Der Erfolg mehrerer Humoresken, die in den „Fliegenden Blättern" erschienen war, waren mitbestimmend für dieses Hervortreten. Das erste schlanke Heft erschien zu Beginn der 80er Jahre in einem kleinen Verlag in Leipzig und führte den Titel „Heitere Träume". Ein widriger Zufall, — das finanzielle Scheitern dieses Verlags — hinderte die entsprechende Verbreitung und die volle Anerkennung in weiten Kreisen. Es enthält etwa ein Dutzend der liebenswürdigsten Schnurren, in denen der Sinn für das Grotesk-Wirksame mit der Feinheit der dichterischen Intention Hand in Hand geht. Drang jenes Büchlein auch nicht ins Weite, so fand es doch den vollen Beifall der Wenigen, deren Urteil schwerer wiegt als das der Menge. Ludwig Anzengruber, nannte es „ein köstlich Ding", an dem er sich höchlich ergötzt habe.

Der materielle Mißerfolg des ersten Bändchens hatte zur Folge, daß längere Zeit keine neue Sammlung der Arbeiten Willomitzers erschien. Da übernahm es unser gemeinsamer Freund Karl Emil Franzos, den Verlag, der seine eigenen Werke vereinigt, zur Übernahme von Willomitzers Schriften zu bestimmen. So haben erst im letzten Jahrzehnt Willomitzers gesammelte Novellen und Humoresken in den Händen eines vornehmen Verlags die entsprechende Form der Publikation und

die ausgiebige Verbreitung, die ihrem Werte entspricht, gefunden. Rasch hintereinander erschienen die Bände „Ins Blaue hinein", „Lauter Unica", „Das unheimliche Gebiß und Anderes", denen sich die vorliegende Auslese aus der Hinterlassenschaft des genialen Humoristen würdig anreiht.

Eine der stärksten Seiten von Willomitzers Begabung lag von Anbeginn darin, sich nicht in schwachmütiger Selbstschau zu verlieren, sondern mit einem Gemische von Frohmut und scharfer Beobachtung in die Welt hinauszuschauen. Dazu kam freilich eine zweite ebenso stark entwickelte Seite des ursprünglichen Könnens, eine reiche Einbildungskraft, eine natürliche Freude an der Erfindung, die lustig ins Groteske hinüberspielte und dabei doch immer von einem fein komponierenden, ohne verstimmende Absichtlichkeit mitwirkenden Kunstverstande beherrscht wurde, so daß jedes Motiv seine klare Durchbildung und seinen abrundenden Abschluß erhielt. Mit diesen Gaben ausgerüstet, beherrschte er in seinen so anspruchslos auftretenden Geschichten ein weites Gebiet: das realistische Lebensbild von der Skizze bis zur durchgearbeiteten psychologischen Novelle; die phantastische Humoreske vom heitern Spiel mit Wunderlichkeiten und Täuschungen, die ihre überraschend witzige natürliche Erklärung finden bis zum ausgesprochenen Märchen, das die Wunder des Lebens sinnreich verdichtet. Der blanke Ton und die klare Erfindung bleiben immer selbständig, in ihrer Eigenart gekennzeichnet durch die Festigkeit des Strichs, durch die überschauliche Gliederung des Stils und der Darstellung und durch die glückliche Abgrenzung des Motivs. Die Ironie, die in allen Geschichten durchschlägt, wurzelt in einer Lebensanschauung, die wir bei den meisten deutsch-österreichischen Dichtern vertreten finden, in der Vorliebe für das Schlicht-Einfältige, die aber bei Willomitzer eine ganz besondere Färbung annimmt und zu einem ausgesprochenen Kultus jeder Art von Natürlichkeit wird. Abhold allen Äußerlichkeiten modernen Wesens, der Originalitätssucht

und dem Spiel mit dunklen Andeutungen, ist Willomitzer darin durch und durch ein moderner Schriftsteller, daß er alles Angenommene, alles Affektierte, alles Haften am Schein und alle krampfhaften Versuche, sich über die eigene Natur hinauszustrecken, mit scharfer Satire bedenkt, und allen diesen ungesunden Ueberspannungen und Selbsttäuschungen das Glück der innern Ehrlichkeit, der naiven Selbstbescheidung, die freilich gerne ein einfaches Dasein mit dem Goldnetz märchenhafter Vorstellungen überspinnt, als liebenswertes Gegenbild an die Seite stellt. Diese Art, das Leben anzusehen, schlägt überall durch, in den Charakterbildern, in den Schnurren und in den breiter ausgesponnenen Erzählungen. Das Lachen über unfruchtbaren Gelehrtendünkel kichert aus der drolligen Spitzbubengeschichte „Das unheimliche Gebiß“ hervor, die Satire gegen die Ueppigkeit, für die das Wohlthun nur ein Launenspiel der Blasiertheit ist, vertieft die Schnurre von der „Sturmnacht“, und mit unverschleiertem Ernste, ja mit taciteischer Strenge bricht in der „Schlaflosen Nacht“ das Gericht über die Korruption und das gewissenlose geschäftliche Strebertum herein. Mit einer merkwürdig herben Energie des Stils und einer bewundernswerten Schärfe der Beobachtung zeichnet der Humorist in zwei Nachtstücken, in den Skizzen „Goldene Herzen“ und „Der Ahnherr“ die moralische Verwilderung, die Neid und Genußgier in den Gesinnungspöbel hineinträgt, aber eine sonnige Milde der Heiterkeit ist über jene Geschichten aus dem Bereiche naiver Volkstümlichkeit gebreitet, die wie z. B. der „Schwarze Fisch“ die Bekehrung verirrter Gemüter darstellen. Am interessantesten zeigt sich die Scale der für Willomitzer bezeichnenden humoristischen und satirischen Stimmungen in der fein durchgebildeten Novelle „Ein Schauspiel für Götter“, die in dem Bande „Ins Blaue hinein“ enthalten ist. Mit souveräner Laune werden da die Schwächen des ungebildeten Parvenüs verspottet, aber zuletzt trifft der schärfste Hieb die rücksichtslosen Vertreter eines gewinnsüchtigen

Raffinements, die die protzige Einfalt zugleich verhöhnen und ausbeuten wollen. Ein bezeichnender Zug Willomitzers, der mit seiner Vorliebe für das Volkstümliche zusammenhängt, ist auch sein Interesse für jede Art fahrenden Volks, das an der Grenze zwischen Kunst und Schaubuden-Kuriosität seine erstaunlichen Fertigkeiten zum Besten giebt. Die groteske, wehmütig angehauchte Lustigkeit dieser Kreise, an denen er immer Anteil genommen, spielt als ein besonderes Farbenelement in viele seiner Geschichten hinein. In seinen Arbeiten aus den letzten Jahren kann man verfolgen, wie in den Grundtönen, die der Dichter anschlägt, die weicheren: die mitleidige Empfindung, die mildere Lebensweisheit, die reine Freude am ursprünglich Guten neben der Satire immer vornehmlicher anklingen, ja sich zu einem eigentümlichen wohlthuenden Akkorde mit der Satire verbinden. Aus der bunten grotesken Welt der Geschichten leuchtet das beseelte Auge des Beobachters, das allem echten Leide zugängliche und von gütigem Anteil bewegte Gemüt des Dichters wehmütig und wohlthuend hervor.

Im letzten Jahrzehnt gewannen auch die Humoresken in gebundener Rede einen breiteren Raum in Willomitzers Schaffen. Wie in den Prosastücken Willomitzers, so zeigte sich auch hier immer wieder die Gediegenheit des kräftigen Einfalls; dazu kommt freilich eine ungewöhnliche Gewandtheit der Form, eine seltene Beherrschung der Sprache, die durch die Natürlichkeit der unerwarteten Wendung, durch die blanke Reimpointe ein besonderes Ergötzen gewährt. Wenn das Drastische Lachen erweckt, so stellt sich hinterher noch ein vergnügtes Lächeln über die Sicherheit des Kleinkünstlers ein, der den Spottvers und die parodierende Strophe, wie ein Goldschmied der Sprache zu zierlichen ungezwungen, anmutigen Ornamenten ausgeprägt hat. Ähnliches hatte Willomitzer schon lange in der „Bohemia“ geboten und in kleinen, nur engen Kreisen zugänglichen Blättern ausgestreut, wie in dem Prager Witzblatt „Hiddigeigei“, in dem er auch

unter dem Namen Wilfred einen übermütigen grotesk-phantastischen Roman veröffentlichte. Zwischendurch war im Jahre 1889 seine vielbesprochene Satire „Die Königinhofer-Handschrift" erschienen, eine Parodie der gefälschten altslavischen Manuskripte, die in jedem Zuge die Form der alten Pergamente kopierte, den Ton der nachgeahmten Reimchronik anschlug und dabei mit keckem Humor von den traurigsten Heldenthaten der slavischen Politiker berichtete. Auch die Zeichnungen sind von ihm entworfen: sein genial künstlerisches Naturell bethätigte sich auch darin, daß er in den verschiedenartigsten Ausdrucksformen seinen humoristischen Vorstellungen Gestalt gab.

Die Begründung der Münchener „Jugend" regte den Dichter an, die Epigramme und Scherzgedichte, die unter dem Eindrucke der öffentlichen Ereignisse so leicht und so reich aus der humoristischen Betrachtung hervorquollen, einer weiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Unter fünf Namen, unter seinem eigenen und den Pseudonymen Willo, Loki, Josephus und Bohemund arbeitete Willomitzer in den letzten vier Jahren rastlos an der vornehmen Münchener Zeitschrift mit. Zuweilen wurde telegraphisch ein Gedicht über ein Zeitereignis erbeten, das dann mit der Beschleunigung, mit der man sonst einen Zeitungsartikel erledigt, an die Redaktion nach München abging. Dennoch trägt keines dieser Scherzgedichte den Charakter flüchtiger Improvisation.

Der lebendigen Bühne hat sich der Dichter nur in einem köstlichen kleinen Schwanke „Die Kritik der reinen Vernunft", der im Jahre 1881 im Wiener Stadttheater und später in Prag öfter gegeben wurde, genähert. Dagegen finden wir ihn noch auf einem Felde thätig, auf dem man den Humoristen und den mit der Tagesgeschichte beschäftigten Journalisten nicht vermuten sollte, nämlich als ernsthaften Jugendschriftsteller. Nach einem Jahre intimen Verkehrs mit dem bekannten Nordpolfahrer Heinrich Klutschak, dem Sohne seines väterlichen Freundes, faßte er im Einvernehmen mit diesem Forscher die

Erlebnisse des letzteren in einem volkstümlich geschriebenen Büchlein zusammen, das gegen Ende der achtziger Jahre in der Rothaugschen Jugendbliothek erschienen ist. Unter den Schriften dieser Art, wird sich nicht leicht wieder eine finden, die die Sachkenntnis so künstlerisch in plastische Darstellung umsetzt und das merkwürdige Erlebnis so köstlich mit dem Reize der Stimmung zu umweben weiß.

Was das vorliegende letzte Buch betrifft, das die Erinnerung an unsern teuren Toten dauernd festhalten soll, so ist es vor allem der Pietät des Freundes zu danken, der ihm den Weg in die weitere Öffentlichkeit bahnen half. Unmittelbar nach Willomitzers Tode (3. Oktober d. J.) faßte Karl Emil Franzos den Plan zu dem Buche, schaffte sich von der Familie und der Münchener „Jugend" das Material und traf die Auswahl. So kam das Buch in derselben Weise zustande, wie die drei zu Willomitzers Lebzeiten bei der „Concordia" erschienenen Sammlungen; auch zu diesen pflegte Willomitzer ein Bündel Manuskripte an Franzos zu senden, damit der Freund die Auswahl treffe. Über die Gesichtspunkte, unter denen er diesen Band zusammenstellte, teilt mir Franzos mit: „Bei der Auswahl der Scherzgeschichten war ich darauf bedacht, die verschiedenen „Humore" Willomitzers vorzuführen, so weit es das noch nicht in Buchform vorliegende Material gestattete. Aus den Gedichten habe ich herausgegriffen, was mir von dauerndem Wert und ohne längeren Kommentar verständlich schien. Vieles, was er mir gelegentlich vorgelesen oder rezitiert hat, war leider nicht erreichbar; im Nachlaß fanden sich weder Abdrucke noch Abschriften davon vor; so ist das meiste in diesem Abschnitt der „Jugend" entnommen, deren Verlag die Wiedergabe freundlich gestattet hat. Um das Verlorene und Verschollene ist es jammerschade, wenigstens um vieles davon — aber das brauche ich Dir nicht zu sagen; eben weil Du ihn seit dreißig Jahren kanntest (ich erst seit fünfzehn), habe ich Dich gebeten, von seinem Leben und Schaffen zu erzählen, statt es selbst zu thun.

Vielleicht kommt nun noch Einiges zum Vorschein; es fände sich dann wohl noch die Gelegenheit, es nachträglich zu veröffentlichen. Als er mir zuletzt — zu Ostern dieses Jahres, als ich ihn in Prag besuchte — von seiner Absicht sprach, vielleicht auch seine Humoresken in Versen zu sammeln, meinte er: ‚Vieles ist verloren, was liegt daran, ich mache Neues!‘ Und nun ist er so früh dahingestorben.“

Zu früh! So recht auf der Höhe des Lebens und Wirkens wurde der Freund von der kalten Hand des Todes berührt. Litterarisch kam ihm endlich die volle Anerkennung entgegen, nach der er nie gedürstet hatte und die er doch als die natürliche Frucht eines reichen Schaffens mit Genugthuung auf sich wirken ließ. Man begann ihn unter den besten deutschen Humoristen zu nennen und würdigte vollauf seine Eigenart. In der Familie, die er sich gegründet hatte, umhegte ihn die zärtlichste Sorgfalt und eine beruhigte Gleichstimmung, die dem innersten Bedürfnis seines Wesens entsprach. Seine Gattin, eine Tochter des berühmten Bildhauers Emanuel Max von Wachstein, eine echt künstlerische Natur von großer musikalischer Begabung, trug in sein Leben und Schaffen die zartesten Anregungen hinein, in einem talentvollen Sohne sah er die Gaben der Künstlerfamilie verjüngt. Den Tüchtigen, der sich stets zu bescheiden wußte, riß eine unerbittliche Macht aus dem harmonischen Kreise voller Befriedigung hinweg. Ein beglückend heiteres Licht, das auf die Menschen und Dinge fiel, ist in diesem Auge erloschen, ein freundliches, heiteres Saitenspiel in diesem treuen Herzen verstummt. Aber der Strom der Helle fließt durch die Werke des Freundes fort und die originelle Klangfarbe seiner geistigen Stimme wird dem Gedächtnis der treuen Herzen, die seiner gedenken, niemals entschwinden.

Berlin, im November 1900.

Alfred Klaar.

Scherzgeschichten.

Auch Du, Brutus?

Der Lippmann, das Lippweib, der Apotheker, der Stadtsekretär, der dicke Bornheim junior und ich saßen auf der Wendelburg und freuten uns des Sonnenuntergangs. Über allen Gipfeln war Ruh, ausgenommen das Kugelpoltern von der Kegelbahn her und das zeitweilige Jauchzen des Kegeljungen und das Fluchen aufgeregter Kartenspieler am Tische nebenan und die Chopinverhunzung des am offenen Fenster klavierspielenden Wirtstöchterleins und die weithintönenden Küchen-Aufträge des Kellners Franz: „Einen Nierenbraten für Herrn Bornheim!“ — „Rühr-Ei für den Herrn Offizial!“ — und so weiter. Von diesen verschiedenen Geräuschen abgesehen, spürte man „kaum einen Hauch.“

Obgleich Bornheim junior, der Sohn eines reichen Fleischers, heute bereits einen Kopf hatte, so rot wie das Abendrot, griff er doch schleunigst zu, als frisches

Bier angeboten wurde von dem Kellner Franz, der sich eines sehr noblen Auftretens befleißigt (bis auf die üble Gewohnheit, mit dem Zeigefinger im Ohr herumzubohren). Auch Freund Lippmann zeigte sich der freundlich dargereichten frischen Labe keineswegs abhold, aber sein Weib legte rasch die Hand flach auf sein leeres Glas, indem sie mit sanfter Stimme sagte: „Mein Mann dankt.“

„Wollen Sie denn schon nach Hause gehen?“ fragte der Apotheker.

„Bleiben Sie doch noch!“ bat ich, indem ich sie (dem guten Lippmann zuliebe) sinneberückend anlächelte.

„Nun gut,“ sagte das Lippweib. „Ein wenig wollen wir noch verweilen, aber ohne Bier, denn mehr als drei Glas soll mein Mann nicht trinken.“

„Wer hat es ihm denn verboten?“ fragte der Sekretär mit einem Anflug von Hohn.

Frau Lippmann stach mit einem spitzen Blick zu ihm hinüber und sagte: „Die Vernunft muß es meinem Manne verbieten, denn der Großvater meines Mannes starb an Schlagfuß und mein Mann . . .“

Bornheim war's, der sie jetzt mit lautem Geräusper unterbrach mit den Worten: „Warum sagen Sie fortwährend: ‚Mein Mann‘ —? Ihr Mann ist doch gar kein Mann!“

Das blasse Lippweib wurde noch ein wenig blässer. Heftig stach sie mit ihrem scharfen Blicke an Bornheim herum, indem sie bemerkte: „Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe das nicht. Mein Mann soll kein Mann sein? Darüber kann man nur lachen.“

Dann traf ihr scharfer Blick ihren Gatten. Dieser verstand den stummen Befehl und raffte sich zu entschiedener Abwehr auf: „Mein lieber Bornheim,“ rief er, „ich verbitte mir solche Bemerkungen. Ob ich ein Mann bin oder ob ich kein Mann bin, das geht Dich gar nichts an!“

Der Apotheker und ich versuchten zu beschwichtigen, aber augenscheinlich brachte dies dem Lippweib erst recht die erlittene Kränkung zum Bewußtsein. Sie erhob sich, grüßte kalt und ging rauschend von dannen, während ihr Mann sich beeilte, mit Franz die Zeche zu ordnen. So war uns die Freude an dem schönen Sonnenuntergang verdorben. Bornheim nahm meine und des Apothekers Vorwürfe gelassen entgegen. „Ein Mann, der sich von seiner Frau unterjochen läßt, ist kein Mann!“ — Dabei blieb er.

*

Jenes kleine Erlebnis auf der Wendelburg tauchte einige Jahre später in voller Lebendigkeit in meiner

Erinnerung auf, als ich eines Tages im Lesezimmer eines Hotels in der Franzensbader Kurliste blätterte und auf folgende Zeilen stieß:

Herr Ludwig Bornheim, Privatier, mit Gemahlin Frau Sidonie, geb. von Lechkowitz . . .

Ich war längere Zeit außer Landes gewesen und fand hier endlich wieder einmal eine Spur von Bornheims Erdenwallen. Ich war diesem Menschen, der bei aller Mangelhaftigkeit seiner Umgangsformen im Grunde doch ein guter Junge ist, wegen eines besonderen Freundschaftsdienstes, den er mir einmal geleistet hatte, zu Dank verpflichtet, und es interessierte mich wirklich, Näheres über jene Sidonie zu erfahren, an deren Seite er mir von dem Kurlistenblatte vorgeführt worden war. Setzte mich also hin und schrieb ihm — mit einem herzlichen „Gut Storch!" beginnend — einen netten, langen Brief.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; aber was für eine Antwort! Grundgütiger Himmel! Auf dem Briefumschlag war alles in Ordnung: Der Franzensbader Poststempel und die Adresse in der mir wohlbekannten plump-treuherzigen Schrift. Der Inhalt des Briefes machte mich starr. Ich las: „Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus?" So fing der

Brief an und so ging es drei Seiten lang fort bis zum Schluß. Nichts anderes enthielt der Brief als die unaufhörlich wiederholten Worte. „Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus?“

Ich war starr, wie gesagt. Wenn Bornheim — so überlegte ich — ein Humorist wäre, so könnte man glauben, daß er sich etwas Humoristisches gedacht habe, als er diesen merkwürdigen Brief schrieb. Bei Humoristen weiß man nie genau, wie man mit ihnen dran ist. Allein dem dicken Bornheim kann man was immer nachreden, ein Humorist ist er nicht, sondern ein durchaus ernst zu nehmender, braver Mensch — wenn auch nicht von vollendetem Schliff. Und wie kam er überhaupt zu Brutus? Ich hätte immer darauf schwören mögen, daß er von Brutus keine Ahnung habe!

Dreimal las ich die drei Seiten voll „Auch Du, Brutus?“ Dann drehte sich alles um mich herum. Wie von Furien gejagt, rannte ich ins Freie. Fortwährend klang es mir im Ohre: „Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus?“ Es war ein abscheulicher Zustand. Abends las ich den Brief noch einige Male vor dem Einschlafen. Ach, was sage ich! Einschlafen — davon war keine Rede! Wie ein endlos sich wiederholender, quälender Stoß ging mir der

unheimliche Zuruf des rätselhaften Briefes durch den Kopf.

Ich springe aus dem Bette. Dort im Bücherkasten — die Klassiker — ihr hehren Geister, die ihr uns an sanfter Hand aus der rauhen Wirklichkeit in das Land der Träume hinübergeleitet, ihr müßt mir helfen! Hier — das dürften die „Wahlverwandtschaften" sein — sie werden mich beruhigen . . . .

Es waren aber nicht die „Wahlverwandtschaften." Es war ein Band Shakespeare. Gleichviel, auch Du wirst mir beistehn, edler Schwan vom Avon! Ich lege mich nieder, rücke das Buch zurecht, öffne es und lese:

Wofern Ihr Thränen habt, bereitet Euch,
Sie jetzo zu vergießen. Diesen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinn'r' ich mich
Des ersten Males, daß ihn Cäsar trug
In seinem Zelt an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier —
Hier, schauet! fuhr des Cassius Dolch herein;
Seht, welchen Riß der tückische Casca machte!
Hier stieß der vielgeliebte Brutus durch;
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäsar folgte,
Als stürzt' es vor die Thür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus so unfreundlich klopfte —
Denn Brutus, wie Ihr wißt —

So weit hatte ich gelesen, da schleuderte ich mit

einem grimmigen Fluche das Buch von mir. Hat sich die Hölle gegen mich verschworen? Brutus, Brutus, zum Henker mit Brutus! Was geht mich diese ganze Mordgeschichte an? Ich will Ruhe — Ruhe — Ruhe!

Immer klarer wurde mir, daß es für mich jetzt nur zweierlei gab: nach Franzensbad zu fahren — oder aus der Haut. Ich wählte das kleinere Übel und fuhr am andern Tage nach Franzensbad, um endlich Klarheit zu erlangen, was dieser dicke Unhold von mir will.

*

„Die gnä' Frau ist baden 'gangen — der Herr von Bornheim ist z' Haus und schreibt."

Ich bat das niedliche Stubenmädchen, mir ganz im Vertrauen mitzuteilen, wie mein Freund Bornheim sich befinde. Erstaunt sah sie mich an. „Was soll ihm denn fehlen? Gar nix fehlt ihm. Den Herren, die zu uns kommen, fehlt meistens nix!"

„Nun, ich meinte nur — haben Sie die Güte, mich anzumelden."

Bornheim empfing mich mit aller Herzlichkeit. Ich gab vor, nur „zufällig" da zu sein. Dabei streifte mein Blick die Schreiberei, die ihn soeben noch beschäftigt hatte. Er legte ein Löschblatt darauf; ich

aber, der ich mich von der ersten flüchtigen Wahrnehmung des Geschriebenen in toller Weise getäuscht glaubte, schob das Löschblatt beiseite und las zu meinem Entsetzen: „Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Bru . . .“

Nach Luft schnappend, sank ich auf einen Ruhesitz und stöhnte: „Mensch! — Sprich! — Was ist mit Dir? — Du schreibst ja wieder denselben Brief, den . . .“

Bornheim kaute an den Fingernägeln herum. „Du wirst mich für verrückt halten,“ sagte er, „aber ich muß Dich dabei lassen.“

„Im Gegenteil,“ antwortete ich scharf, „Du wirst mir sofort sagen, was dieser tolle Brief zu bedeuten hat.“

„Unmöglich, ich kann Dir das nicht aufklären,“ entgegnete Bornheim.

Ritsch, da war mein Geduldfaden gerissen. Ich fuhr auf Bornheim los, packte ihn beim Hemdkragen, schüttelte ihn und brüllte: „Du mußt! Du mußt mir sagen, wa . . .“

Da lag ich bereits längelang auf dem Teppich. Bornheim hatte sich mit einem Stoß in meinen Bauch befreit.

Als ich wieder auf den Beinen war, verlegte ich mich aufs Bitten und Flehen. Ich schilderte ihm den

Zustand, in den mich sein seltsamer Brief versetzt hatte und gestand ihm, daß ich aus keinem andern Grunde, als um endlich die Lösung dieses unheimlichen Rätsels zu finden, hierhergekommen sei.

Mürbe geworden, begann Bornheim endlich zu beichten: „Die Geschichte fängt in Rom an. Meine Frau und ich waren auf der Hochzeitsreise dort, voriges Jahr im Frühling. Nun mußt Du wissen, daß meine Frau — sie war früher Gouvernante in einem gräflichen Hause . . .“

Er unterbrach seine Erzählung, um mir eine eingerahmte Photographie, die auf dem Schreibtische stand, zu zeigen. „Das ist sie. Ist das nicht eine klassische Erscheinung, wie?“

Mein Eindruck war, daß das eine recht wenig hübsche, vielleicht sogar eher häßliche Erscheinung sei. Aber ich folgte natürlich dem Zuge seiner suggestiven Frage und erging mich in Ausdrücken der Bewunderung.

„In Wirklichkeit ist sie noch schöner,“ versicherte Bornheim. „Und dabei strotzt sie von Wissen und Bildung. Nun, wir waren also in Rom, und da fuhren wir eines Tages in eine berühmte Kirche. Wie heißt sie doch nur? Sie ist irgendwo ganz draußen und an der Decke sieht man in langer Reihe Medaillon-Bilder aller Päpste.“

„Ach ja," half ich ihm: „San Paolo fuori le mura."

„Stimmt! Also auf der Fahrt zu dieser Kirche sehen wir plötzlich rechts eine Pyramide."

„Die Pyramide des Cestius."

„Ganz richtig. Daß ich den Namen vorher im Reisehandbuch falsch gelesen hatte, war mein Malheur. Ich las nämlich in der Eile Celsius statt Cestius und sagte zu meiner Frau: ‚Siehst Du, das ist die Pyramide, die das dankbare Rom zur Erinnerung an den Erfinder des Thermometers errichtet hat.' Meine Frau gab mir keine Antwort und blieb auch den ganzen Nachmittag wortkarg. Ich schrieb das der Abgespanntheit zu, aber abends im Hotel wirft sie sich plötzlich hin und fängt zu schluchzen an. Und worüber weint sie? Über meine Unwissenheit. Längst habe sie bemerkt, daß es um meine geschichtlichen und sonstigen Kenntnisse schlecht bestellt sei. Aber daß ich den Celsius mit dem Cestius verwechsele, das sei zu viel! Das Ende vom Liede war, daß ich ihr versprechen mußte, nach unserer Rückkehr die Anfangsgründe des menschlichen Wissens kennen zu lernen. Zuerst wollte sie selbst mich unterrichten, doch ihre Nerven ließen das nicht zu. Jetzt hält sie mir einen Hauslehrer, einen Gymnasiasten, der mir während seiner

Ferienzeit vor allem die römische Geschichte beibringen soll. Dieser boshafte Knirps malträtiert mich in unverschämter Weise. Als ich neulich meine Lektion nicht hersagen konnte, beschwerte er sich bei meiner Frau. Darauf sagte sie mir — weißt Du, sie hat etwas Unwiderstehliches (er hielt mir wieder ihr Bild hin) — Ludwig, sagte sie mir, Du wirst von jetzt an alles, was Du Dir nicht merkst, so oft abschreiben als Herr Kranzler es wünscht. Kranzler heißt nämlich der boshafte Knirps, mein Hauslehrer. Anfangs wollte ich nichts davon wissen, aber meine Frau machte mir begreiflich, daß diese Strafarbeiten das beste Mittel seien, sich etwas fest einzuprägen. So fügte ich mich denn, und als ich neulich auf seine Frage, was Cäsars letzte Worte waren, als die Mörder auf ihn eindrangen, nicht sofort zu antworten wußte, befahl er mir, diese letzten Worte Cäsars zweihundertmal abzuschreiben. Als ich nun unlängst Deinen lieben Brief bekam, setzte ich mich sofort hin, um Dir zu antworten. Nun kam damals meiner Frau plötzlich die Idee, ins Egerthal zu fahren. In der Eile steckte ich irrtümlich die bereits fertige Strafarbeit statt des Briefes ins Couvert und erst vor wenigen Minuten entdeckte ich die Verwechslung. Da mein Hauslehrer bald kommt, wollte ich rasch die Strafarbeit nochmals

schreiben, da fällst Du über mich her, packst mich beim Halse . . ."

In diesem Augenblicke trat ein wohlgenährter Knabe mit großer Brille und strengen Mienen in das Zimmer. Bornheim empfing ihn sehr unterwürfig.

„Wo haben Sie Ihre Strafarbeit?" fragte der Knabe.

„Entschuldigen Sie, Herr Kranzler, ich habe . . . ich war . . . ich werde . . ."

Da griff ich in die Brusttasche, holte Bornheims Brief hervor und überreichte ihn dem hochmütigen Knaben.

Dieser sah das Pensum durch, indem er leise die Sätze zählte. Dann nickte er gnädig.

Ich aber verneigte mich im Gefühle vollkommener Überflüssigkeit, schüttelte meinem Freunde die Hand und murmelte: „Auch Du, Brutus!"



Sein besseres Ich.

Der Mann, den wir Nikodemus nennen wollen, besitzt ein besseres Ich, das wirklich ein prächtiger Junge ist, selbstlos, großmütig, durchdrungen vom menschlichen Solidaritätsgefühle, dabei aber von einem unglaublichen Leichtsinn, der von Nikodemus fortwährend gezügelt werden muß. Aber zum Glück ist Nikodemus ein sehr strammer Herr, der sein besseres Ich immer rechtzeitig zu bändigen weiß.

Wäre dies nicht der Fall, so würde Nikodemus längst ein Bettler sein, so aber wird man ihn, sobald sich die österreichische Kronenwährung vollends eingebürgert haben wird, mit Fug und Recht einen Millionär nennen können. „Es“ — so sei der Kürze halber sein besseres Ich genannt — es regt sich in ihm fortwährend und will ihn zu den unsinnigsten Ausschreitungen der Wohlthätigkeit verleiten. Jeden Bettler am Wege will es beschenkt wissen. „Sieh doch

den armen Teufel an," so ruft es seinem Besitzer zu. „Sieh, wie er klappert in dieser grimmigen Kälte! Sieh, wie der Hunger und die Sorge ihn zernagen! Hilf, Nikodemus, hilf, hilf!" Aber der besonnene Nikodemus läßt sich nicht hinreißen. Er sagt sich, daß er selber bettelarm werden müßte, wenn er allen armen Schluckern helfen wollte. Einmal aber hat „es" doch in ihm gesiegt, und das soll hier erzählt werden.

Nach Tische war's, er hatte sehr gut gegessen, rauchte eine Henry Clay, stand am Fenster und sah hinaus in das Schneeflocken-Gewimmel. Da fingen er und „es" miteinander zu plaudern an und folgendes war ihr Zwiegespräch:

Es: Sieh, wie die kleinen, rotwangigen Jungen mit ihren Schlittschuhen, mit ihren schneeverbrämten Kappen lustig vom Schleifplatze nach Hause gehn! Erinnerst Du Dich noch, Nikodemus, wie auch Du einst so ein kleiner lustiger Schlittschuhläufer warst? Und wie Du eines Tages mitten im fröhlichen Eislauf beinah ein trauriges Ende gefunden hättest? Auf dem Schwanenteich war's, da schwankt plötzlich der Boden unter Dir, alles stiebt schreiend auseinander, nur Du bleibst zurück und steckst bis zur Brust im eisigen Wasser. Da kommt Dein Mitschüler Paul mit einer

Stange, er schiebt sie Dir zu und klammert sich, selber halben Leibes im Wasser, daran fest! . . . Erinnerst Du Dich, Nikodemus? Und dieser Paul, Dein Lebensretter, der ist jetzt selbst in großer Not. Es geht ihm schlecht mit seinen vielen Kindern, nun ist es an Dir, ihm eine Stange hinzuschieben.

Er: Ach was, es wird so schlimm nicht sein. In dem kleinen Nest, wo er wohnt, lebt man sehr billig. Und die vielen Kinder sind seine eigene Schuld. Wenn er ledig geblieben wäre wie ich . . .

Es: Nikodemus, bedenke: Weihnachten ist nicht gar fern, und Du brauchst nicht einmal allzutief in die Tasche zu greifen, um einen Schimmer des Glücks über den armen Paul und seine Kinder zu breiten.

Er: Warum schreibt er mir nicht, wenn er in Not ist?

Es: Er wagt es nicht . . . .

Er: Dummer Bettelstolz hält ihn ab.

Es: Dich aber soll nichts abhalten, dem Menschen zu helfen, der Dir das Leben gerettet hat.

So sprach Nikodemus mit der inneren Stimme seines besseren Ichs. Da wird ein Brief gebracht, der dem Streite, warum Paul nicht schreibt, ein Ende macht. Der Brief kommt von Paul, und sein kurzer Inhalt ist: Hilf, Nikodemus, hilf!

Das bessere Ich freute sich gar sehr über diesen Brief, Nikodemus aber zerknüllte das Briefblatt und brummte ärgerlich: „Wollen die Sache erst mal beschlafen!“ Und als er die Sache beschlafen hatte, da wurde ein Kompromiß daraus.

„Weißt Du was?“ sagte er zu seiner inneren Stimme, „nächstens ist der große Ziehungstag, und ich habe eine ganze Menge von diesen Lospapieren. Wohlan, ich schwöre Dirs zu: wenn ich diesmal das große Los gewinne, dann soll der gute Paul den halben Haupttreffer haben, so wahr mir Gott zu dem anderen halben helfe! Das wird doch wenigstens für den armen Burschen und seine vielen Kinder eine gründliche Hilfe sein. Wenn schon etwas geschehen soll, dann soll es etwas Ausgiebiges sein. Paul soll sehen, daß er damals keinen Schubjack aus dem Eiswasser herausgezogen hat!“

„Sehr schön, sehr schön,“ entgegnete das bessere Ich, „allein wenn nun der Haupttreffer nicht kommt? Das ist doch immer eine sehr unsichere Sache . . .“

„Wenn er nicht kommt, dann wollen wir weiter miteinander reden!“ sagte Nikodemus. „Indessen es liegt gar kein Grund vor, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Haupttreffer nicht kommen wird.“

Die gute innere Stimme hätte ja gern noch allerlei Einwendungen vorgebracht, aber sie war daran gewöhnt, unterdrückt zu werden, sie fügte sich also, wenn auch mit Widerstreben.

Das Nächste, was Nikodemus that, war, daß er in die Kirche ging. Ja, das that er, und das thut er nicht selten, denn wenn er auch bisweilen das Jenseits im Verdachte hat, daß es gar nicht vorhanden sei, so pflegt er sich doch in seiner Besonnenheit immer wieder zu sagen, man könne das unmöglich ganz genau wissen, und am besten sei es doch, für alle Fälle vorzusorgen und es sich nicht ganz zu verderben mit dem Jenseits.

Diesmal aber hatte sein Kirchgang einen ganz besonderen Zweck. „Lieber Gott," so flehte er in der Betbank knieend, „thu's dem armen Paul zulieb, und laß diesmal den Haupttreffer kommen! Du siehst ja in mein Herz, und weißt, daß mein Vorhaben rechtschaffen ist! Dem armen Paul, der mich aus dem Eiswasser gerettet hat, thu's zulieb, denn ich hab's ja Gott Lob nicht so nötig, und es liegt mir weniger an meiner Hälfte vom Haupttreffer, als an der seinigen . . ."

Nach diesem Gebet fühlte Nikodemus eine wunderbare Zuversicht. Er ging nach Hause und schrieb dem

Paul: „Lieber alter Freund! Geld schick' ich Dir zwar heute nicht, aber vielleicht nächstens desto mehr. Vernimm: ich habe ein Gelübde gethan, Dir, wenn ich nächstens einen Haupttreffer gewinne, die Hälfte davon zu schenken. Und ich habe das feste, frohe Vorgefühl, daß diesmal wirklich" — u. s. w. u. s. w. Das war der kurze Inhalt des Briefes an den armen Paul.

Wie wohl fühlte sich Nikodemus nunmehr, während der grimmige Winter ringsum nach der Pfeife seines Windes die armen Leute auf der Straße hüpfen und tanzen ließ, wie wohl fühlte sich Nikodemus in seinem warmen Pelze und in dem Gedanken an die schöne Weihnachtsbescherung, die er dem lieben Paul und seinen Kindern zu bereiten Willens war! Er ward nicht müde, sich alles bis ins Kleinste auszumalen.

Aber wie groß auch seine Zuversicht gewesen, so überlief es ihn doch siedend heiß, als der so fest erwartete Haupttreffer wirklich und wahrhaftig kam. „Bei Gott," rief er dann, „es bleibt dabei: Paul bekommt die Hälfte, natürlich die kleinere Hälfte. Ich habe ja nicht gesagt, daß wir den Treffer in zwei gleiche Hälften teilen werden, und es geschieht in Pauls eigenem Interesse, wenn ich ihm eine mäßig abgerundete Summe sende, nicht die ganze Hälfte, denn wiederholt schon soll es vorgekommen sein, daß

arme Schelme, wenn sie plötzlich eine gar zu große Summe Geldes bekamen, vom Schlag getroffen wurden oder überschnappten. Das wäre eine nette Weihnachtsbescherung für die armen Kinder, wenn der Vater vor Freude stürbe oder in den Narrenturm käme. Nein, nein!"

Und er begann darüber nachzugrübeln, wie viel von Pauls Hälfte in dessen eigenem Interesse abzuzwacken wäre.

Aber da kam er schön an. Sein besseres Ich, das so lang zurückgedrängte, bäumte sich gewaltig auf und wurde sogar grob gegen Nikodemus. „Hüte Dich!" rief es ihm zu. „Hüte Dich vor Winkelzügen, denn diesmal könnte Dir das schlecht bekommen. Niemand kann genau sagen, ob es kein Jenseits giebt, und wenn Du dem Paul nicht alles giebst, was Du der Vorsehung versprochen hast, dann kann sich dies an Dir bitter rächen!"

Das sah denn auch der besonnene Nikodemus ein. Sein besseres Ich trug den Sieg davon.

Aber unsere Geschichte ist leider noch nicht zu Ende.

Nikodemus war gerade mit schweren Seufzern darüber her, den halben Haupttreffer an den armen Paul abzusenden, da kam ein Brief von der Post. Es

war Pauls Antwort auf den tröstlichen Brief, den Nikodemus nach jenem Kirchgang ihm geschrieben hatte.

Mit großer Bitterkeit wies Pauls Brief die Vertröstung auf den zu erwartenden Haupttrefferanteil zurück. „Hol' Dich der Teufel! Ich pfeif' Dir auf Deinen Haupttreffer!" so schloß der Brief.

Da fiel dem Nikodemus ein Stein von der Brust. Die voreilige Großmut seines Vorsatzes war durch die voreilige Ablehnung unschädlich gemacht. Nikodemus rieb sich vergnügt die Hände. Aber sein besseres Ich war sehr betrübt. Gern hätte es noch einmal das Wort ergriffen für den armen Paul, aber das ging doch wohl nicht an. Einem Menschen, von dem er zum Teufel gewünscht worden, zum Dank ein Vermögen zu schenken — so viel Edelmut kann selbst sein besseres Ich von Nikodemus nicht verlangen. . . .



Das Amulet.

An einem Sommervormittag gab es auf einem Landgute in einer Gartenlaube folgendes Zwiegespräch:

„Fräulein Agnes, ich habe Ihnen im Vertrauen etwas mitzuteilen. Wissen Sie, was mein Besuch hier bedeutet?“

„Uns bedeutet er jedenfalls ein Vergnügen . . .“

„Lassen wir die Höflichkeit beiseite, Fräulein Agnes. Ich bin ein ehrlicher Mensch und halte es für meine Pflicht, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Hören Sie denn: mein Besuch ist das Ergebnis einer Verschwörung zwischen meinem Onkel und Ihrem Papa. Sie und ich, wir sollen einander heiraten.“

„Aber das ist ja sehr . . . interessant.“

„Interessant mag es sein, aber es ist unmöglich. Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen, aber Sie müssen mir versprechen, es nicht zu verraten.“

„Meine Hand darauf, ich werde schweigen.“

„Glauben Sie an Gespenster?“

„Gewiß. Meine Großmama hat jahrelang an Gespenstern gelitten. Sie war viermal verheiratet gewesen, und ihre vier Männer pflegten ihr nachts als Geister zu erscheinen.“

„Ich selbst, Fräulein Agnes, habe lange nicht an Gespenster glauben wollen, aber ich habe daran glauben müssen. Das kam so. Einer meiner Bekannten, der Turnlehrer Wendelin Müller, hatte sich's lange Zeit hindurch in den Kopf gesetzt, mich im Turnen zu unterrichten. Vor einem halben Jahre treffe ich ihn eines Tages in einer Gesellschaft. Nun kam er wieder auf dieses Thema, und als ich mich sträubte, da that er einen Schwur, nicht eher zu ruhen, als bis er einen strammen Turner aus mir gemacht haben würde. Anderen Tages erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß mein lieber Wendelin in der Nacht plötzlich gestorben sei. Und in der Nacht nach dem Leichenbegängnisse Müllers werd' ich aus dem Schlafe gerüttelt. Wer steht vor mir? Der tote Turnlehrer!“

„Schrecklich!“

„Mit hohler Grabesstimme ruft er mir zu: ‚Ich kann nicht eher Ruhe finden, als bis ich meinen Schwur erfüllt habe. Raus Junge, es geht los!‘ Da half

nichts, ich mußte aus dem Bette heraus und es gab eine regelrechte Turnstunde. Eins, zwei, drei — Eins, zwei, drei — Armestrecken, Kniebeugen, so wurde ich herumgehetzt von Zwölf bis Eins."

„Furchtbar!"

„Und in der nächsten Nacht, Schlag zwölf Uhr, kam das Gespenst wieder, und ich mußte wieder raus aus dem Bette. Diesmal hatte der tote Turnlehrer Stab und Hanteln mitgebracht, und ich mußte wieder turnen eine ganze Stunde lang."

„Gräßlich!"

„So ging es fort Tag für Tag. Ich suchte dem Gespenst zu entfliehen und blieb nachts außer Hause. Die Folgen waren fürchterlich. Der verstorbene Turnlehrer bestrafte mich in der nächsten Mitternachtsstunde mit Püffen und Rippenstößen und drohte mir den Hals umzudrehen, wenn ich je wieder eine Turnstunde versäumen sollte."

„Aber das alles ist ja unglaublich!"

„Und doch ist es wahr, mein Wort darauf. Wenn ich auf die Reise gehe, reist das Gespenst mir nach und turnt nachts mit mir im Hotelzimmer. Die heutige Nacht war wieder gräßlich. Ich soll jetzt immer über den Tisch springen und bringe es nicht zustande."

„Aber lassen Sie doch einen Diener mit im Zimmer schlafen, der Sie beschützt.“

„Alles umsonst, alles schon versucht. Das Gespenst verjagt jeden mit Püffen und Ohrfeigen, der mir nachts im Schlafzimmer Gesellschaft leisten will. Sie begreifen, Fräulein Agnes, daß es mir unter diesen Umständen ganz unmöglich ist, zu heiraten.“

„Ich begreife das vollkommen.“

„Und sehen Sie, Fräulein Agnes, ich kann doch meinem guten Onkel, der mich so sehr liebt, dieses schreckliche Geheimnis nicht verraten. Ich will meinen Kummer allein tragen.“

„Das ist sehr edel von Ihnen.“

„Andererseits ist mein Onkel so eigensinnig, daß ich ihm unmöglich sagen durfte: Deine Idee, lieber Onkel, daß ich dieses Fräulein Agnes Gärtner heiraten soll, behagt mir nicht. Er verlangt von mir blinden Gehorsam, und ich bin von seinem Gelde abhängig. Der Form wegen muß ich unter allen Umständen um Sie anhalten, Fräulein Agnes, und ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie die Güte hätten, mir die ablehnende Antwort schriftlich zu erteilen, damit mein Onkel sieht, daß ich thatsächlich . . .“

„Ich verstehe vollkommen. Sie wünschen also,

daß ich Ihnen schreiben möge: ‚Lieber Herr Holm, es thut mir sehr leid‘ . . .“

„Ganz richtig: ‚Es thut mir sehr leid‘ . . .“

„Aber ich muß doch auch irgend einen Grund für die ablehnende Antwort angeben.“

„Ja, schreiben Sie ruhig, daß ich Ihnen nicht genug sympathisch wäre.“

„Nein, das kann ich nicht schreiben, das wäre gegen die Höflichkeit, und gegen die . . . Wahrheit. Ich will Ihnen lieber schreiben, mein Herz wäre nicht mehr frei.“

„Ausgezeichnet.“

„Das also wäre erledigt, und im übrigen wollen wir gute Freunde bleiben.“

„Ja, das wollen wir, Fräulein Agnes.“

„Wissen Sie, daß ich ein sicheres Mittel gegen Gespenster habe? Ich will es Ihnen bringen.“

Sie eilte davon und der junge Herr aus der Großstadt begann darüber nachzudenken, ob diese ländliche Unschuld wirklich so einfältig sei, wie sie sich gab.

Bald war sie wieder da, und überreichte ihm eine silberne Schaumünze mit schwarzer Schnur. ‚Das ist doch rührend‘, sagte sich der junge Mann, ‚offenbar hat sie das Ding soeben noch selbst am Halse getragen, es ist ja noch ganz warm, kuhwarm möchte man

sagen.' — „Und das wollen Sie mir überlassen, Fräulein Agnes?"

„Sehr gern. Es wird Ihnen gewiß helfen. Es ist ein geweihtes Bild. Pater Blasius hat es aus Palästina mitgebracht. Wenn Sie es auf der Brust tragen, werden Sie von allen Gespenstern und bösen Anfechtungen befreit sein."

„Aber Sie berauben sich dessen . . ."

„Ich leide nicht an Gespenstern . . ."

„Wohlan, tausend Dank, Fräulein Agnes."

Herr Holm legte die Schnur um den Hals und ließ das Anhängsel durch den Hemdkragen an seiner Brust niedergleiten. Er empfand dabei ein eigentümliches Wohlgefühl.

Nachmittags unternahmen Agnes und Holm einen Spaziergang zur Friedelmühle. Am Teiche vorbei, den waldigen Hügel hinan, dann hinunter in die Felsenschlucht führte der Weg. Es war ein prächtiger Tag. Dem jungen Herrn aus der Stadt wurde immer seltsamer zu Mute. Er fühlte das Amulet an seiner Brust und empfand es als den Quell einer verjüngenden Kraft, die ihn durchstrahlte. Nie war der Himmel so blau gewesen wie heute, nie der Waldgeruch so herzhaft und erquickend. Alles erschien ihm frisch und neu. Er pflückte einen Halm, ein Blatt, eine Blume

und betrachtete das feine Geäder der zarten Pflanzenteile mit frohem Staunen. Er bröckelte ein Stück moosbewachsener Rinde vom Baume und zerlegte es in die einzelnen Schichten. Agnes mußte ihm alles benennen: die Bäume, die Blumen, die Vögel, deren Stimmen man vernahm. Holm erinnerte sich einer Erzählung des guten alten Christof Schmid, die er als Kind gelesen. Es war die Geschichte des kleinen Knaben Heinrich von Eichenfels, der seinen Eltern aus der Wiege gestohlen wird und, ohne das Tageslicht zu sehen, in der Felsenwohnung einer Räuberbande heranwächst. In dieser Bande giebt es einen jungen braven Räuber, der dem kleinen Heinrich von der Sonne und den Bäumen und den Blumen und anderen Herrlichkeiten der Welt erzählt. Eines Tages, als die Räuber abwesend sind, gelingt es dem kleinen Heinrich, einen Gang zu entdecken, der ihn ins Freie führt. Nun sieht er zum erstenmale, was er bisher nur vom Hörensagen kannte: die Sonne, die Bäume, die Blumen. Beiläufig so wie dem kleinen Heinrich von Eichenfels war Herrn Holm zu Mute, als ihm jetzt alles in eine ganz neue, kräftige, wunderbare Beleuchtung gerückt wurde.

Sogar dieser Grasaffe, dieser Laubfrosch, dieses Fräulein vom Lande gewann jetzt immer mehr Reiz

und Bedeutung. Allerliebst wußte Fräulein Agnes zu plaudern. Namentlich wußte sie tausend und eine Geschichte von irgend einem Herrn Rudolf. Am Teiche erzählte sie, wie sie einmal aus dem Kahne ins Wasser fiel und von Rudolf herausgezogen wurde. Auf dem Waldplateau zeigte sie eine Stelle, wo Rudolf eine Kreuzotter erschlagen hatte. Kurz, es gab auf Schritt und Tritt ernste und lustige Rudolf-Erinnerungen.

„Ich verstehe", sagte sich Holm, „Fräulein Laubfrosch will mich zur Eifersucht reizen mit ihrem unaufhörlichen Rudolf." Und in heiterem Übermute begann Holm nun mit seinen eigenen Erinnerungen herauszurücken. Er erzählte von seiner Freundin Elise, von ihrer pikanten Erscheinung, von ihrem alten ahnungslosen Manne, von heimlichen Zusammenkünften. Mit fröhlichem Freimut, wie berauscht von der frischen würzigen Waldluft, erzählte er alles dies.

Agnes schüttelte den Kopf, und während sie einen Ameisen-Heereszug betrachteten, der sich über den Waldpfad bewegte, sagte sie: „Nein, diese Geschichten glaube ich nicht. Die Gespenstergeschichte, die Sie mir vormittags erzählten, kann man allenfalls noch glauben, wenn es sein muß. Aber was Sie mir von Ihrem Verhältnis mit jener verheirateten Frau erzählen, ist gewiß ein Märchen. Es mag ja Frauen

geben, die so schlecht sind, ihren Mann zu bestehlen, allein Sie selbst . . .“

„Wer spricht denn vom Stehlen?“

„Sagten Sie nicht, daß diese Frau von dem Gelde ihres reichen alten Mannes lebt?“

„Allerdings, allein . . .“

„Sie würden sich gewiß niemals zum Mitwisser und Genossen einer solchen Diebin herabwürdigen. Sie würden einer solchen Frau, wenn Sie an ihr Gefallen fänden, einfach sagen: ‚Komm mit mir, wir wollen in ein fernes Land ziehen und uns durch eigene Kraft forthelfen. Ich will für Dich arbeiten‘ . . .“

„Ach, liebes Kind, Sie haben gar keine Ahnung von den Bedürfnissen eines verwöhnten weiblichen Kulturmenschen.“

„Wenn die Frau diesen Bedürfnissen nicht entsagen kann, dann muß sie dem Geliebten entsagen und dem Manne, der diese Bedürfnisse deckt, treu und dankbar bleiben. Aber sehen Sie doch diesen Überfall!“

Eine Wespe war zu dem Ameisenzuge herangeflogen und hatte sich eine Ameise aus der Menge herausgeholt. Der große Heinrich von Eichenfels folgte mit Interesse diesem Schauspiel, das sich dann noch mehrmals wiederholte. —

Auf dem Wege abwärts zur Mühle blieb Holm

plötzlich stehen, blickte Agnes an, zog das Amulet hervor und küßte es mit Inbrunst. Agnes wurde rot und wandte sich ab mit einem Lächeln, das halb schamhaft und halb spöttisch war. —

Zurückgekehrt fanden sie Briefe und Zeitungen vor. Für Holm war vor allem ein aufdringlich rotes Briefchen da. Ein Blick auf die frech-lustigen Buchstaben der Adresse offenbarte ihm die Herkunft dieser Epistel.

Holm zog sich in sein Zimmer zurück und las mißmutig den stark parfümierten roten Brief. Dasselbe langzackige, buntscheckige, tolle französisch-deutsche Geschreibsel. Sonst war es ihm entzückend gewesen mit seinem Durcheinander von Liebkosungen, Erinnerungen, Verheißungen und Scherzen. Diesmal kam es ihm widerwärtig vor. Widerwärtig, diese ganze Elise. Die Unnatur, die Gefallsucht, die Sittenlosigkeit dieses Weibes treten ihm abstoßend ins Bewußtsein. Er holt das Amulet hervor und küßt dessen halbverwischtes Gepräge.

Und dann setzt er sich hin und schreibt einen langen Brief an Frau Elise. Ein Tag der freien Atemzüge in Gottes freier Welt, so ungefähr begann der Brief, läßt mich der ganzen Erbärmlichkeit, Nichtsnutzigkeit und Verworfenheit unserer Lebensweise inne werden. Und nun fing die Moralpredigt an. Der Schleier

der Lüge müsse zerrissen werden. Der Betrug, der Diebstahl, der bisher von Elise an ihrem Manne verübt worden, müsse ein Ende nehmen. Er und sie müßten einander für immer verlieren, um sich selbst wiederzufinden. Kurz, es war ein sehr hochsinniger, wenn auch stellenweise sehr unhöflicher Brief. —

Mit dem Amulet an den Lippen schlief Holm ein. Er schlief vortrefflich. In den Morgenstunden hatte er einen schönen Traum. Der handelte von Zimmergymnastik zu Zweien, aber der verstorbene Turnlehrer war nicht dabei. Auch nicht Frau Elise.

Am nächsten Vormittag frühstückten Holm und Agnes wieder in der Gartenlaube. „Ja“, sagte Holm lächelnd, „Sie haben mich zu größtem Danke verpflichtet. Das Amulet hat seine Schuldigkeit gethan. Das Gespenst ist ausgeblieben.“

„Es wird überhaupt nie wiederkommen, verlassen Sie sich darauf. Die Wunderkraft dieses Amulets ist erprobt.“

Wieder zog Holm die Schnur mit dem Anhängsel hervor, um es zu küssen. Wieder wandte sich Agnes ab mit einem Lächeln, halb spöttisch, halb verschämt.

„Und haben Sie schon daran gedacht, Fräulein Agnes, daß meine Befreiung von dem Gespenst mir erlauben wird, zu heiraten? Und wissen Sie, daß ich

ein ganz anderer Mensch geworden bin, seit dieses Amulet an meinem Herzen ruht? In der Berührung mit dem heiligen Bilde bin ich gereinigt worden und habe alle bösen Anfechtungen siegreich überwunden. Noch gestern abends habe ich an Frau Elise geschrieben und von ihr Abschied genommen für immer. Ich habe mir alles zu eigen gemacht, was Sie mir gestern sagten, Fräulein Agnes. Ich habe ihr geschrieben, daß eine untreue Frau ihren Mann in schamloser Weise bestiehlt. Ich habe ihr geschrieben, daß wir einander entsagen müssen, weil wir, nicht sie noch ich, die Kraft besitzen, uns zu befreien und ein neues Leben der Arbeit und Entsagung zu beginnen. Dies alles habe ich ihr mit mutiger Offenheit ans Herz gelegt, und ich glaube, es ist mir wunderbar gelungen, die richtigen Worte zu finden. Ich fühlte mich dabei gehoben von einem Zauber jungfräulicher Unschuld, der mich durchströmt, und der von dem Herzen ausgeht, an dem das Amulet früher geruht hat."

Wieder lächelte Agnes halb spöttisch, halb verschämt.

„Von einem Zauber der Unschuld," sagte sie, „kann in diesem Falle doch eigentlich nicht die Rede sein."

„Aber Sie selbst trugen doch das Ding am Halse . . ."

„Sie irren. Nicht ich, sondern Großmama. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Großmama sehr an Gespenstern zu leiden hatte. Oder genauer ausgedrückt, sie litt an bösen Träumen. Sie war vierfache Witwe, und ihre verstorbenen Männer pflegten ihr nachts als Gespenster zu erscheinen, manchmal einzeln, manchmal korporativ. Pater Blasius, dem sie einst ihr Leid klagte, gab ihr das Amulet, das sich, wie ich schon sagte, glänzend bewährt hat. Die alte Frau blieb, seit sie das Amulet an der Brust trug, von dem Besuche ihrer verstorbenen Ehemänner verschont. Großmama trug das Amulet bis in ihr neunundachtzigstes Lebensjahr. Dann starb sie, und durch ihren letzten Willen kam es in meinen Besitz. Ich aber ließ es in einer Schublade verwahrt, da ich bisher nicht an Gespenstern leide und außerdem bereits ein Amulet am Halse trage . . ."

Sie nestelte an der Brust herum, brachte ein Medaillon zum Vorschein, öffnete es und hielt es dem verblüfften Gaste hin: — ein Lichtbild, das Bildnis eines jungen Kerls mit einem großen Schnurrbart.

„Das ist Rudolf," sagte Agnes verschämt. „Er macht jetzt sein Freiwilligenjahr, und seinetwegen war gestern mein Papa so schlechter Laune. Als mir nämlich gestern Papa mit Andeutungen kam im Sinne

des Vorhabens Ihres Herrn Onkels, da sagte ich ihm, noch bevor ich eine Ahnung von Ihrem verstorbenen Turnlehrer hatte, daß mein Herz bereits an diesen Rudolf vergeben ist."

„Mich also weisen Sie zurück?"

„Sie haben mich ja selbst darum ersucht . . . Pardon, ich hatte ganz vergessen: Sie wollten es auch schwarz auf weiß besitzen, hier ist der Brief. Ich glaube, so wird er Ihren Wünschen entsprechen."

Holm las: „Geehrter Herr! Ich bedaure lebhaft, Ihren ehrenvollen Antrag dankend ablehnen zu müssen. Ich unterschätze durchaus nicht das Glück der Verbindung mit einem Manne von Ihren Eigenschaften, allein — um es kurz zu sagen: mein Herz ist nicht mehr frei . . ."

Holm rannte ins Dorf hinab zum Postamte. „Ich bitte, Herr Postmeister, kann ich den Brief noch zurückbekommen, der gestern abends aufgegeben wurde?"

„Bedauere sehr, den hat jetzt ohne Zweifel schon der Adressat."



Wie Peters Freundin starb.

Unser Peter hat es mir neulich selbst erzählt, wie ihm eine liebe, reizende Freundin — so zu sagen: unter den Händen — starb, just als er daran war, sie so recht fest und innig ans Herz zu drücken.

In den Eisenbahnwagen war ihm ein junges, schlankes Mädchen hineingeschneit worden, blauäugig und blondhaarig und von einer herben Jungfräulichkeit, kühl und kurz abwehrend gegenüber der freundlichen Beflissenheit der zwei jungen Studentlein, die mit im Wagen saßen. Aber als sie unsern Peter sah, da überflog ihr Antlitz ein jäher, rosiger Schein und sie rückte knapp zu ihm herüber, daß ihre Kniee die seinigen berührten und ihm ganz eigen zu Mute ward. Selber fing sie zu plaudern an über die Herrlichkeit der Witterung und die Pracht der Gegend, wies sein Augenmerk auf alle schimmernden Schneestellen im Hochgebirge hin, auf die vielen freundlichen Dorfbilder

mit den hochragenden Kirchtürmen, und als er selbst zu erzählen begann von seinen Fahrten durch fremde Länder und wilde Meere, da wurde sie gar nicht müde zu hören und zu fragen, und immer milder wurde ihr Blick, immer weicher ihr Lächeln. In ihren Augen lag etwas, was dem staunenden Peter sagte: „Du, ja Du hast es mir angethan, Dir bin ich gut, zu Dir gehör ich, und Du zu mir!“ Da sann er hin und her und sagte sich, welch ein vortrefflicher Einfall es doch gewesen, sich das Barthaar um Kinn und Wangen vor der Reise abkratzen zu lassen. Jetzt erst ward er dessen inne, wie jung sein Herz sei, viel zu jung für diesen entstellenden Bart mit den vorzeitigen Silberfäden. . .

Wie sie ihn jetzt nach seinem Reiseziele fragte und er es nannte, da sagte sie mit traurigem Ausdruck: „Ich fahre nur noch bis zur nächsten Station, dort bin ich daheim.“ Da wurde es unserm Peter warm ums Herz. „Bis zur nächsten Station?“ sagte er. „Ei Tausend, ich erinnere mich soeben; dort hab ich auch zu thun, ich will dort bleiben!“

„Ach, das trifft sich doch wunderbar,“ rief das junge Mädchen erfreut. „Darf man vielleicht fragen . .“

„Es fiel mir soeben ein, daß mir dort eine Freundin lebt, eine entzückende Freundin, die ich besuchen will.“

„Wer dies nur sein mag?“ sagte sie mit aufrich-

tiger Verwunderung. „Gewiß kenne ich sie, denn ich kenne alle Leute im Orte."

„O Sie kennen Sie gewiß," sagte Peter mit behaglichem Lächeln. „Ganz gewiß kennen Sie sie!"

„Und, wenn es erlaubt ist, zu fragen, gedenken Sie längere Zeit bei dieser Freundin zu verweilen?"

„Dies hängt von den Umständen ab. Was mich betrifft, ich würde bei ihr am liebsten bleiben — mein Leben lang!"

Der Zug hielt. „Zwei Minuten!" rief der Schaffner. Sie waren zur Stelle. Das blonde Fräulein sprang auf. Mit jugendlicher Behendigkeit half ihr unser Peter das Kofferchen aus dem Netze heben. Dann reichte sie ihm fröhlich die Hand. „Auf Wiedersehen," sagte sie. „Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie uns besuchen." Und schalkhaft fügte sie hinzu: „Vorausgesetzt, daß Ihre Freundin Sie nicht zu sehr in Anspruch nimmt. Wenn Sie uns besuchen wollen, müssen Sie nur nach Spindlers fragen. Alle Welt kennt hier einander."

Als sie davon geeilt war, packte Peter gemächlich seine Sachen zusammen. „Alter Junge, ich glaube, Du hast Glück!" murmelte er, während er seinen Reisekoffer herunternahm. Und indem er seinen lichten Überrock anzog, fuhr er fort: „Kein Zweifel, diese war es, auf die ich so lange gewartet habe! Gut Ding

will Weile!" Und den Bädeker einsteckend, fügte er hinzu: „Bist ein Wetterjunge, Peter, das muß Dir der Neid lassen. Auf den ersten Blick hat sich dieses allerliebste Kind in Dich verliebt. Dein ist sie für alle Ewigkeit, Amen. Und wäre sie arm wie eine Kirchenmaus, ich nehme sie, denn ich kann's ja thun, Gott sei Dank. Was mir aus diesen himmlisch-blauen Augen entgegensah, das war zum erstenmale die wahre, echte, unverfälschte treue Liebe!" Und nachdem er noch den Operngucker eingesackt hatte, sagte er sich lächelnd: „Glaubte schon, der Köcher des Liebesgottes sei bereits leer für mich. Und jetzt noch ein so scharfer, süßer Pfeil! Das Beste kommt zuletzt! Bist ein Wetterjunge, Peter, ich gratuliere!"

Wie er so die Stufen des Wagens niedersteigt, sieht er seine Reisegefährtin in den Armen einer stattlichen Frau. „Denk Dir nur, Mütterchen," ruft das junge Mädchen lebhaft, „ich bin mit einem alten Herrn gefahren, der unserem Großpapa zum Verwechseln ähnlich ist. Er wird hier aussteigen, Du wirst staunen, ich sage Dir: eine wunderbare Ähnlichkeit!"

Betäubend schlagen diese Worte an Peters Ohr. Dann bemächtigt sich seiner ein ungeheurer Zorn. Er wendet sich ab und stöhnt: „Alter Herr?! — Großpapa?! O Fräulein Kröte, Sie irren sich. Man ist kein alter

Herr mit sechsundfünfzig Jahren!" Jetzt aber hat sie ihn erschaut und ruft schämig errötend: „Hier, lieber Herr — meine Mutter —hier Mütterchen, der Herr, von dem ich soeben gesprochen habe." Die stattliche Frau betrachtet ihn mit ihrem Lorgnon und schüttelt den Kopf, Peter weiß nicht, ob zur Verneinung der von ihrer Tochter wahrgenommenen Ähnlichkeit, oder ob aus Verwunderung über die Porträt-Treue von Großpapas Doppelgänger. . . .

Jedenfalls verneigt sich Peter und will in den Wagen zurückkehren. „Aber ich denke doch, Sie wollten bleiben?" ruft das Fräulein. „Sie wollten doch Ihre Freundin besuchen?" Peter aber, in dessen Brust der große Zorn sich in milde Wehmut aufgelöst hat, giebt ihr zur Antwort: „Was meine Freundin betrifft, so erfahre ich, daß sie — soeben gestorben ist."

„Ach, wie ich Sie bedauere," ruft mitleidig das junge Mädchen. „Wie hieß sie denn, Ihre Freundin?"

„Sie hieß," antwortet unser Peter, „sie hieß . . . warten Sie, wie hieß sie doch . . ."

Der Zug fährt ab, Peter läßt grüßend sein Taschentuch flattern und wischt sich dann damit die Augen.

„Ich glaube, sie hieß die Hoffnung," murmelte er.



Das Geheimnis des Herrn Strehlinger.

Mancher sieht sehr harmlos aus und ist doch ein sehr gefährlicher Mensch. So auch Herr Friedrich Strehlinger, ein blondgelockter, lyrisch veranlagter Apothekerjüngling. Seine Gefährlichkeit bestand darin, daß er mitunter im Zustande dichterischer Begeisterung eine falsche Büchse erwischte, oder daß er in den Rezepten Dinge las, die gar nicht darin standen. Gleichwohl ist nichts davon bekannt geworden, daß durch die lyrischen Zerstreutheiten Strehlingers außer kleinen Störungen in den körperlichen Verrichtungen einzelner geehrter Mitbürger jemals irgendwelches Unheil heraufbeschworen worden wäre.

Das Geschäft litt also nicht durch die dichterischen Versuche des jungen Mannes, wohl aber litten diese dichterischen Versuche durch das Geschäft. Denn ich bitte Sie, es ist keine Kleinigkeit, in der Ausübung des dichterischen Berufs fortwährend gestört zu werden;

darunter leidet schließlich das schönste Talent, und selbst unserm unsterblichen Schiller würde z. B. sein „Lied von der Glocke“ kaum so wohl geraten sein, wenn er bei der Anfertigung dieses Gedichtes fortwährend von Hereintretenden unterbrochen worden wäre mit den Worten:

„Ich möcht gern ein Flascherl Kindermeth!“

„Geben Sie mir eine Schachtel Zahnpulver!“

„Haben Sie nichts für meine Hühneraugen?“

So ging es unserm lieben Freunde fast den ganzen Tag; sein Dichtergaul mußte fortwährend über solche widerwärtige Hindernisse springen und kam dadurch zusehends herunter, so daß sich in den Dichtungen Strehlingers mit dumpfer Sehnsucht bedenklich der Reim: „Lerche — Pferche“ zu wiederholen begann; nämlich: „O könnt ich doch entflieh'n dem engen Pferche, — aufsteigen himmelan wie eine Lerche“ u. s. w. Es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß das Dichten im Gehen und Stehen überhaupt nicht viel taugt, denn bequemer und zweckdienlicher ist es, sitzend zu produzieren; am allerbesten aber thut der gottbegnadete Poet, wenn er sich auf ein entsprechendes Möbelstück hinlegt und sich nicht rührt, sondern ruhig abwartet, bis es in ihm zu dichten anfängt. Schläft er darüber ein, um so besser.

Strehlinger war klug genug, einzusehen, daß eine

„reiche Heirat“ der sicherste Weg wäre, ihm die ersehnte, seinem dichterischen Talente zuträgliche sitzende oder liegende Lebensweise zu ermöglichen. So beschloß er denn nach längerem Seelenkampfe, sich in Fräulein Emilie Hochmann zu verlieben, die zwar im Antlitz einige Warzen, dafür aber auch einen Vater besaß, der durch schwunghafte Spirituosen-Erzeugung zu einem bedeutenden Vermögen gelangt war. So oft Fräulein Emilie nunmehr im Umkreise der Apotheke sichtbar wurde, stürzte Strehlinger aus seinem „Pferche“ hervor und warf der Vorübergehenden Blicke zu, in denen eine Welt unsäglicher Sehnsucht lag.

Entweder geschah es unter der magischen Gewalt dieser Blicke, oder es geschah aus freiem Antriebe — gleichviel: eines Tages erschien Fräulein Emilie hold errötend in der Apotheke, in der sich Strehlinger zufällig allein befand. „Was für ein Teint-Reinigungsmittel können Sie empfehlen?“ fragte Emilie verschämt.

„Doch nicht für Sie, Fräulein?“ lautete Strehlingers Gegenfrage.

„Gewiß, für mich!“ sagte das Fräulein.

Da fuhr Strehlinger mit schwungvollem Griff durch seine Locken und gab seinem Antlitz jene Profilstellung, von deren trefflicher Wirkung er fest überzeugt war. „O Fräulein,“ rief er aus, „Sie scherzen wohl! Wo

die Natur so herrlich gewaltet hat, da bedarf es keiner kosmetischen Nachhilfe!“

„Aber Sie sehen doch,“ stammelte Fräulein Hochmann, — „diese Warzen . . .“

„Diese Wärzchen“ rief Strehlinger begeisterungsvoll, „diese Wärzchen wollen Sie vertilgen? Unmöglich!“

„Sie wollen also sagen, daß sie sich nicht beseitigen lassen?“ Strehlinger räusperte sich. „Ich will sagen,“ fuhr er dann fort, „daß es nicht geschehen soll, nicht geschehen darf, weil gerade diese allerliebsten Wärzchen den Reiz und die Bedeutung Ihrer Züge wirkungsvoll hervortreten lassen.“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein!“ sagte das Fräulein.

„Es ist mein voller Ernst. Glauben Sie mir: diese unwiderstehlichen Wärzchen verleihen Ihrem Antlitz etwas unsagbar Schalkhaftes. Ich wäre glücklich, wenn ich diese Wärzchen besäße.“

„Wie, Sie sehnen sich darnach, Warzen zu besitzen?“

„Ich sehne mich darnach,“ antwortete Strehlinger voll Glut, „diese Wärzchen zu besitzen nebst allem was dazu gehört!“

Das war keine Lüge, denn in der That sehnte sich unser Freund darnach, die Warzen sammt dem Fräulein und dem Gelde, das dazu gehörte, zu besitzen.

Indessen unterbrach der Eintritt des alten Apothekers die interessante Erörterung.

In den nächsten Wochen ereignete sich nichts Merkwürdiges. Das Fräulein kam wohl noch manchmal vorüberwandelnd Herrn Strehlinger in Sicht, aber in der Apotheke erschien es nicht wieder. Der junge Dichter dachte eine Weile daran, im städtischen Anzeiger ein Gedicht zu veröffentlichen, in welchem sich „süßes Herzchen" auf „holde Wärzchen" zierlich reimen sollte — aber er stand von diesem Vorhaben ab aus Furcht, das zarte Gespinst des begonnenen Romans zu zerstören. Da — eines Morgens kam der Hochmannsche Hausknecht in die Apotheke und verlangte Wundbalsam für seinen gequetschten Finger. Strehlinger heuchelte großes Mitgefühl und fragte nebenbei: „Wie befinden sich die Herrschaften bei Ihnen? Was macht das Fräulein?"

„Alles wohl," sagte der Hausknecht. „Heut Abends geht die ganze Familie in die Zauberei."

Es war nämlich, wie große Straßenanschlagzettel an diesem Tage verkündigten, der kaiserlich persische Hofmagier François Krammetsvogel angekommen, um auf der Durchreise von Paris nach Moskau dem verehrungswürdigen Publikum dieser Stadt im „roten Stern" seine staunenerregenden Schwarzkunstleistungen vorzuführen.

Als sich der Hausknecht entfernt hatte, versank Strehlinger in ein tiefes Nachdenken, dessen Ergebnis ihn, nach seinem Mienenspiele zu schließen, außerordentlich befriedigte. Dann nahm er Bleistift und Papier und fing mit ganz besonderer Sorgfalt zu dichten an.

Von dem alten Apotheker, welcher mittags kam, um Herrn Strehlinger für die Tischpause abzulösen, erwirkte sich unser Held nach längerer gereizter Auseinandersetzung die Bewilligung, abends die Vorstellung des Schwarzkünstlers zu besuchen. Strehlinger eilte dann, wie gewöhnlich, in den „roten Stern“ zum Mittagessen, nach dessen rascher Erledigung er heimlich den „persischen Hofmagier“ in dessen Zimmer besuchte.

„Sie wünschen?“ fragte Herr François Krammetsvogel.

„Ich will ein Geschäft mit Ihnen machen,“ entgegnete Strehlinger. „Ich beabsichtige, Ihrer heutigen Vorstellung zu einer Glanznummer zu verhelfen, wogegen Sie die Freundlichkeit haben, mir in einer Angelegenheit, welche ich jedenfalls als eine streng vertrauliche anzusehen bitte, nützlich zu sein.“

Der Anstand erfordert es, das Gespräch über die mit dieser Bemerkung Strehlingers als „streng ver-

traulich" bezeichnete Angelegenheit nicht weiter zu belauschen. Wir lassen also die beiden Herren allein.

*

Die ganze „vornehme Welt" der Stadt, außerdem noch einige andere Leute, wie z. B. Herr Strehlinger, hatten sich abends im großen Saale des Gasthauses „zum roten Stern" eingefunden.

Monsieur François Krammetsvogel lieferte durch verblüffende Künste, namentlich aber dadurch, daß er der Frau Bürgermeisterin eine frische Rose aus der Nase herauszog, den überzeugenden Beweis, daß er wirklich mit übernatürlichen Kräften begnadigt war.

„Zum Schlusse der ersten Abteilung" — so hob er jetzt an — „will ich mir erlauben, die geehrten Damen und Herren mit den neuesten Fortschritten der Gedankenleserei vertraut zu machen. Über das armselige Blindekuhspiel des Mr. Cumberland und seiner Nachahmer sind wir natürlich längst hinaus. Ich z. B. mache mich ohne weiteres anheischig, jedes Geheimnis zu erraten, das irgend einer von den verehrten Anwesenden bei sich trägt, ich meine jedes geheime Aktenstück oder dergleichen . . ."

Die verehrten Anwesenden sahen einander verlegen an, denn es hatte zufällig kein einziger ein geheimes Aktenstück bei sich — ausgenommen Herr Florian

Himmelberger, der sich jetzt — ein Unwohlsein vorschützend — entfernte, weil er einen groben Schneider-Mahnbrief in der Tasche trug.

„Besitzt niemand ein derartiges geheimes Papier?" fragte François Krammetsvogel. Alles schwieg, da fuhr der Schwarzkünstler fort: „Wenn sich niemand meldet, dann muß ich wohl so frei sein, auf die Suche zu gehen." Nach diesen Worten schritt der persische Hofmagier direkt auf den roten Stern-Wirt zu und berührte den Erstaunten, der sich augenblicklich nicht des geringsten Geheimnisses bewußt war, mit seinem Zauberstabe. In demselben Augenblicke rief eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Schwindel!"

Allseitige Entrüstung brach los. Ein sofort ad hoc improvisiertes Fünfer-Komitee schickte sich an, den Störenfried hinauszuwerfen. Allein Herr Krammetsvogel beschwichtigte den Sturm, indem er ersuchte, daß der Herr, der durch seinen Zwischenruf die Vorstellung unterbrochen, vortreten möge.

Derjenige, der dieser Aufforderung Folge leistete, war Herr Friedrich Strehlinger.

Ein grollendes Raunen ging durch die Sitzreihen, während der Zauberer an unsern Helden mit sarkastischem Ausdruck die Frage richtete: „Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, Ihren Zwischenruf zu moti-

vieren?" Strehlinger warf keck sein Lockenhaupt in die Höhe und sagte: „Es ist meine subjektive Ansicht, daß hier ein Schwindel vorliegt. Sie wohnen hier im Hotel, Herr Krammetsvogel, und da liegt die Annahme wohl nicht so fern, daß das Kunststück, für welches Sie gerade den Herrn Hotelier wählen, abgekartet ist."

Das grollende Raunen verstummte. Offenbar erschien der Gesellschaft die Annahme Strehlingers plausibel. Die Mienen des Schwarzkünstlers verfinsterten sich. „Meine Damen und Herren," sagte er, „ich kann Ihnen nur mein Ehrenwort geben, daß zwischen mir und dem Herrn Gastwirt nichts abgekartet wurde. Übrigens (jetzt erheiterte sich das Mienenspiel des Magiers wieder, indem er sich Herrn Strehlinger zuwendete) es liegt mir daran, vor allem diesen argwöhnischen Herrn zu überzeugen. Wollen Sie sich nicht gefälligst auf die Estrade heraufbemühen? Vielleicht gelingt es mir, an Ihnen selbst irgend ein Geheimnis zu entdecken." Unter geräuschvoller Heiterkeit der Zuschauer entsprach Strehlinger dieser Einladung. Der Schwarzkünstler aber wendete sich an das Publikum mit den Worten: „Ich muß dringend bitten, meine Herrschaften, jetzt die größte Ruhe zu bewahren. Die Ausführung dieser interessanten Versuche erfordert die größte An-

spannung der psychischen Kraft, so daß die leiseste Störung den Erfolg vereiteln kann."

Sofort wurde alles mäuschenstill, und es entwickelte sich zwischen Krammetsvogel und Strehlinger folgendes Zwiegespräch, zu dem nur bemerkt werden muß, daß unser Held in der Art, wie er zuerst höhnische Skepsis, dann beginnendes Verdutztsein und endlich namenloses Erstaunen offenbarte, ein ansehnliches schauspielerisches Talent bewies. „Sie erlauben mir also," begann der Gedankenleser, indem er Strehlinger den Zauberstab an die Brust setzte, „nachzuforschen, ob Sie nicht irgend ein Geheimnis bei sich tragen, und Sie ermächtigen mich, dasselbe im gegebenen Falle dem verehrungswürdigen Publikum mitzuteilen?" — „Ich ermächtige Sie dazu, weil ich überzeugt bin, daß Sie nichts finden werden," entgegnete Strehlinger.

„Eh bien. Sie haben in der inneren Brusttasche Ihres Rockes eine Brieftasche?"

„Ich bin so frei — aber ich glaube, das ist nichts Ungewöhnliches."

„Wollen Sie sich gefälligst auf die einfache Beantwortung meiner Fragen beschränken. Es ist eine rote Brieftasche, nicht wahr?"

„In der That . . ."

„Gestatten Sie . . . es befinden sich in dieser Brieftasche einige größere Banknoten . . . ferner eine

auf ihren Namen lautende Mitgliedskarte des Schriftsteller- und Künstlervereins ‚Harmonie‘ ... ferner auf rosa Briefpapier ein Gedicht ...“

„Allerdings ... es ist mir unfaßbar ...“ stammelte Strehlinger. Der Magier trocknete sich keuchend die Stirn. Dann fuhr er fort: „Dieses Gedicht lautet ..“

„O ich bitte, mein Herr!“ — unterbrach ihn Strehlinger — aber Krammetsvogel schrie erregt: „Schweigen Sie ... Sie haben mich vorhin ausdrücklich ermächtigt, alles zu sagen, was ich errate!“

Strehlinger knickte verzagt zusammen und der Zauberer sprach langsam, stockend, als ob er die Worte mühselig aus magischem Gedämmer hervorholte:

„Geheimes Lied — geheimes Leid,
Du brennst an meiner Brust —
Dem Liebchen, dem mein Herz geweiht,
Ist nichts davon bewußt.
Dies Liebchen heißt Emilie,
Es ist ein holder Schatz —
So hold wie eine Lilie
Und wohnt am Ludwigsplatz!

Ihr Vater glänzt durch Edelmut
Und handelt mit Liqueur —
Die Mutter scheint mir engelsgut
Und klug — parole d'honneur!
Als Schwiegersohn ihr allezeit
Zu dienen — welche Lust!
Geheimes Lied — geheimes Leid
Du brennst an meiner Brust!“ — —

Rasender Applaus machte den Saal erzittern, und Strehlinger verneigte sich nach allen Richtungen, obgleich der Beifall eigentlich nicht seinem Gedichte galt, sondern der überirdischen Sehergabe des Herrn François Krammetsvogel.

Allein die so gelungene Komödie schien ein böses Nachspiel finden zu wollen. Als nämlich der Beifallssturm endlich verrauscht war, ertönte aus einer der ersten Sitzreihen links der laute Ruf: „Ein unverschämter Mensch!“ — Aller Augen wendeten sich dem Schreier zu: — es war Emiliens Vater, der ein wenig an die Laokoongruppe erinnerte, wie er so da stand in seiner Wut, während rechts und links Frau und Tochter sich bemühten, ihm den Mund zuzuhalten.

„Sie wünschen?“ rief Krammetsvogel mit schneidender Stimme dem Entrüsteten zu.

„Ich wünsche,“ rief Hochmann, indem er zornig die Umklammerung abschüttelte — „ich wünsche, daß dieser kecke Mensch hinausgeworfen werde, der sich erlaubt, durch seine dummen Gedichte meine Tochter zu kompromittieren!“

„Da muß ich denn doch entschieden Einsprache erheben,“ sagte der Zauberer. „Gedanken, auch poetische, sind zollfrei, und da das meiner Ansicht nach vortreffliche Gedicht keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt

war und ausdrücklich konstatiert, daß der darin gefeierten Dame die Empfindungen des Verfassers ganz unbekannt sind, so kann von einem kompromittierenden Charakter des Gedichtes durchaus nicht die Rede sein!"

Mit abermaligem endlosen Beifallssturm schloß sich die Gesellschaft dieser Auffassung an, während Hochmann grimmig Weib und Kind zusammenpackte und sich entfernte.

*

Wie siegreich der Zauber weiblicher Überredungskunst zu sein vermag, zeigte sich wieder einmal in diesem Falle. Hochmann wurde durch seine Frau und Tochter so mürbe gemacht, daß er bereits am nächsten Vormittag einen Entschuldigungsbrief an Strehlinger richtete, worin der junge Apotheker gleichzeitig für Sonntag Mittags zu Hochmanns geladen wurde . . .

Ein halbes Jahr später fand Strehlingers Vermählung mit Emilie Hochmann statt.

Die Sehnsucht Strehlingers, mit vollem Behagen dichterischen Neigungen fröhnen zu können, ging dabei keineswegs in Erfüllung. Vom Schwiegervater wurde er sofort unbarmherzig in das Spirituosengeschäft hineingetaucht, Emilie entpuppte sich als eine Zanktippe erster Klasse, und vollends was die Schwiegermutter betrifft — — —



Der Regenschirm.

In seinem gartenumhegten Häuschen saß ein Mann im Alter von etwa 38 Jahren, hochgewachsen, breitschultrig, aber ohne die richtige Auswölbung der Brust — leuchtenden Auges, mit lebhafter Rötung des kräftig und edel geschnittenen Angesichts. Es war nicht fröhliche Gesundheit, es war verzehrende Glut, was aus diesem strahlenden Blicke und aus diesem Wangenrot sprach.

Ein eigentümlicher häßlicher Duft erfüllte das Gemach. Tiefblau blickte der Himmel herein, kein Blatt und kein Blümlein regte sich, alles war gelähmt im Bann der Schwüle. Ein gewaltiger Zorn lag in der Luft und rang still dem wilden Ausbruch zu. Ein Gewitter, das nach mächtiger Entladung lechzte, erfüllte den Mann in der dumpfen Stube.

Es muß übrigens bemerkt werden, daß unsere kleine Geschichte sich vor beiläufig hundert Jahren abgespielt

hat — oder wenn ihr es genauer wissen wollt: am Freitag, den 21. Juli 1797, zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags. Stirnrunzelnd ergriff der Mann am Schreibtisch eine Feder, um einen Brief zu vollenden, den er vormittags in verbindlichsten Ausdrücken an einen Freund zu schreiben begonnen hatte.

. . . „Wegen der purpurnen Finsternis“ — so schrieb er jetzt, „brauchst Du Dir gar keine Sorge zu machen . . . Das Beiwort ist gar nicht müßig: der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum lasse ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosicht nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichen Scheine . . .“

Erregt sprang in diesem Augenblicke der Briefschreiber empor und warf die Kielfeder beiseite.

Ein plumper, ungeschickter Mensch wand sich vor ihm, schweißtriefend, Stiefel und Kleider staubbedeckt. Wand sich vor ihm demütiglich: „Halten zu Gnaden . . .“, stammelte der Besucher, der sogar versäumt hatte, seinen Regenschirm draußen zu lassen „. . . halten zu Gnaden . . . von tiefster Ehrfurcht hierhergeleitet . . . gehorchend dem Zwange meiner Sehnsucht, Deutschlands herrlichstem Dichter Friedrich Schiller ins Auge zu blicken . . .“

Ja, Friedrich Schiller war es, vor dem der ungeschickte Mensch mit dem plumpgewickelten Regenschirm sich krümmte, Friedrich Schiller, der im Begriffe, an seinen Freund, den Oberappellationsgerichtsrat Christian Gottfried Körner zu schreiben, von dem unangemeldeten Besucher gestört worden war.

Blitze entfuhren den Augen Schillers, in lebhafter Bewegung fuchtelten seine großen, hageren Hände dem fremden Manne vor der Nase herum und eine zischende Flut von Worten entquoll seinen Lippen. „Koj Lejbesch-Art, koj Lejbesch-Art!" so kam es immer wieder hervorgesprudelt aus dieser Wortflut — keine Lebensart sei das, ohne Anmeldung als Fremder in ein Haus einzubrechen — „koj Lejbesch-Art, koj-Lejbesch Art!" . . . Und grimmig schlug Schiller mit der Hand auf den Tisch, und weil just ein jäher fürchterlicher Donnerschlag einsetzte, so war es wirklich, als ob unter der Wucht der Hand Schillers der Erdball ins Wanken geraten. Dem armen Fremden knickten die Kniee zusammen, er ließ den Schirm Schirm sein, den er an einen Stuhl gelehnt hatte und ergriff die Flucht. Im Garten stieß er in seiner Verstörtheit mit einem vornehmen, stattlichen, ein wenig kurzbeinigen Herrn zusammen. Dieser staunte ihn an mit herrlichen strahlenden Augen, aber der Davoneilende ahnte wohl gar nicht, daß er

nun auch noch mit Goethe zusammengeprallt sei, nachdem ihn Schiller so hart angelassen. Als wären die Furien hinter ihm her, nicht achtend des niederprasselnden Regens, so jagte der arme „Zeitgenosse" die Straße dahin, immer weiter, immer weiter.

Die Jungen auf der Straße fanden das sehr lustig und jauchzten dem flinken Läufer nach. Diesem war aber gar nicht lustig zu Mute. Eine weite, weite Wegstrecke war er eigens nach Jena gekommen, um — zugleich im Namen seiner Braut Charlotte Österlein — den Dichter des „Don Carlos" und so vieler anderer herrlicher Werke begeisterungsvoll zu grüßen. Wie hatte er freudig zitternden Herzens dieser Begegnung entgegengeblickt, wie anders, als er sich's gemalt, war es gekommen. Wie schrecklich! Was soll er nun Charlotten sagen? — Dann wieder blieb er stehen, griff sich an die Stirn und sagte sich, das alles müsse ein böser Traum sein, er könne doch unmöglich von seinem Ideal hinausgeworfen worden sein, von dem unsterblichen Dichter, der da singt: „Seid umschlungen Millionen — diesen Kuß der ganzen Welt!" . . .

Goethe aber, der noch dreißig Jahre später seinem Eckermann erzählte, wie jener Unbekannte bei Schiller es so schlimm getroffen, „daß der arme Mensch ganz verblüfft nicht wußte, wie schnell er sich sollte zurück-

ziehen" — Goethe trat inzwischen in die Stube des Freundes ein. Alsbald ließ er mißmutig die Nasenflügel zucken und sagte: „Wie mögen Sie doch nur, werter Freund, in dieser vergifteten Luft atmen Tag für Tag? Wie mögen Sie Erfrischung finden an der Verwesung — Behagen an dem Dufte fauler Äpfel?"

Schiller, schon vollständig beruhigt nach dem heftigen Ausbruch seines Unmuts, reichte lächelnd dem Freunde die Hand. „Es ist überraschend", sagte er, „wie Ihr eindringender Geist mit der Natur selbst da noch vertraut ist, wohin kaum mehr Ihre Erfahrung und lebendige Erinnerung reichen mag. Aus sich selbst heraus haben Sie auch diesmal die Wahrheit ergründet, denn allerdings sind faule Äpfel die Quelle jenes Duftes, der Ihnen so sehr mißfällt, während er mich angenehm erregt."

„Ich weiß es nicht aus mir selbst heraus," sagte Goethe. „Als ich Sie einmal besuchte und nicht zu Hause fand und Ihre liebe Frau mir sagte, daß Sie bald heimkehren würden, setzte ich mich an diesen Tisch, um einen bedeutenden Gedanken festzuhalten, der mir unterwegs gekommen war. Nicht lange saß ich da, als ich von einem seltsamen Übelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte an-

fänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich in dieser Schieblade die Quelle meiner Beklemmung entdeckte. Indessen war Ihre Frau wiedergekommen, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt sein müsse, weil dieser Geruch Ihnen wohlthue und Sie ohne ihn nicht zu arbeiten vermöchten."

Goethe war ans Fenster getreten und sog gierig die Gewitterluft ein. Die sonst so anmutige Umgebung des Häuschens vor Jenas Thoren war vollständig verdüstert; in Strömen brach der Regen nieder, Blitz auf Blitz zuckte nieder, und mächtig hallte der Donner dahin. Die beiden Freunde ergingen sich gewohnter Weise in bedeutsamem Gedankenaustausch.

Goethe sprach von der Schweizerreise, die er vorhatte. Ein Besonderes ziehe ihn wieder in jene erhabene Bergwelt. Er wolle die Sage vom Tell in Hexametern ausgestalten mit Einwebung der großen Naturbilder, eines Gewittersturms, der sich aus den Schluchten in den See wirft — und so weiter.

So sprachen sie ruhig unter Blitz und Donner, und Goethe meinte schließlich, daß er den Stoff, da ihn Tausenderlei beschäftige, vielleicht dem Freunde zu dramatischer Verwertung überlassen werde. Dann

kam er wieder auf den Gestank im Zimmer zu sprechen, und welch ein eigen Ding es doch sei, daß von den Einwirkungen der Natur, denen wir unterthan, selbst Häßliches das Schöne zu erzeugen vermöge, wie aus jener Apfel-Fäulnis die Werke Schillers geboren werden.

„Und fügen wir hinzu," bemerkte Schiller, „wie wunderlich andererseits Großes, Gewaltiges, Erlösendes wie dieses Gewitter, das uns umlodert, in der Enge unseres Innern sich verringern und verzerren kann ins Niedrige und Armselige."

Goethe räusperte sich, wie es jeder der beiden zu thun gewohnt war, wenn er die Bedeutung bedeutsamer Äußerungen des anderen nicht zu ergründen vermochte. Da erzählte Schiller, wie schroff er unter dem Eindrucke der Gewitterstimmung soeben einem unbekannten Verehrer die Thür gewiesen, wie bitter er sich dieser jähen Regung schäme und wie lebhaft er den Mann zurückwünsche, um ihm, dem sein Wohlwollen und Vertrauen so übel vergolten worden, dies schnöde Unrecht abzubitten.

„Seien Sie dessen gewiß," erwiderte Goethe leuchtenden Seherblicks, „er wird wiederkommen!"

Hocherfreut fragte Schiller, worauf sich diese Ankündigung gründe. Des Freundes Antwort aber war

ein stummer Hinweis auf den Regenschirm, den der Unbekannte in der Hast seiner Flucht zurückgelassen, und den Goethes Seherblick sofort entdeckt hatte.

„Sie haben Recht," rief Schiller fröhlich, „er wird zurückkommen, um sich seinen Schirm zu holen!" —

Mit wachsender Ungeduld erwartete Schiller am folgenden Tage den Eigentümer des Regenschirms.

Wochenlang erwartete er tagtäglich reuevoll und mit den besten Vorsätzen den Unbekannten.

Endlich schwand jede Hoffnung, daß der eingeschüchterte Unglücksmensch sich jemals in Jena wieder sehen lassen werde. Der Schirm blieb gleichwohl fortan auf Schillers Geheiß stehen, wo er stand. Als stummer Mahner blieb er stehen, und so oft Schiller eine seiner edlen Art unwürdige Wallung des Ärgers und Zornes fühlte, da brauchte er nur den Regenschirm seines entflohenen Verehrers anzublicken, und sofort war Friedrich Schiller wieder der nette Mensch, als welcher er sich im Grunde seines Herzens allzeit bewährt hat.



Fata Morgana.

Wenn Sie den einen Materialisten nennen, der das Grübeln über das „Ding an sich" aufgegeben hat, dann in der That bin ich ein Materialist. Ich für meinen Teil hab lang genug gegrübelt, nun mögen die andern weiter grübeln."

Der Sprecher Professor Med. Dr. Lassow wollte sich zu seinem Nachbar neigen, aber die schöne junge Hausfrau ließ ihn nicht entschlüpfen. „Gleichwohl, mein lieber Horatio," sagte sie, „werden Sie nicht in Abrede stellen können, daß es mehr Ding' im Himmel und auf Erden giebt."

„Than are dreamt of in your philosophy" ergänzte Professor Lassow mit verdrießlicher Ironie. „Ich sehe, Sie haben Ihren Shakespeare im kleinen Finger." Fast unwillig legte er die Cigarre hin, trat an die offene Balkonthür und blickte hinaus in den lauen, dunklen Zauber der Sommernacht.

Die kleine Gesellschaft fühlte sich verpflichtet, der liebenswürdigen Hausfrau beizuspringen. Immer lebhafter schwirrte es durcheinander: Hypnose — Suggestion — Somnambulen — indische Fakire, die sich lebendig begraben lassen . . .

Frau von Eulau achtete nicht auf das hilfbeflissene Geschwätz. Das leichtumschattete blitzende Auge der üppigen Frau ließ von dem Professor nicht früher ab, bis dieser, der stummen Nötigung gehorchend, seinen Sitz wieder eingenommen hatte.

„Man darf skeptisch sein," begann jetzt die Hausfrau, „so lang man nicht durch die Erfahrung überzeugt worden ist." Und nun erging sie sich gewohnter Art in dunklen Andeutungen über schaurige Erlebnisse, durch die sie selbst eine vollkommen überzeugte Abnehmerin der Zeitschrift „Sphinx" geworden sei.

Der Professor zerrte grimmig seinen langen blonden Schnurrbart. „Ist ein offenes Wort gestattet?" fragte er.

„Es ist willkommen!" antwortete Frau von Eulau.

„Wohlan, gnädige Frau, ich glaube: Sie unternehmen Überflüssiges und Unmögliches. Sie wollen interessanter erscheinen, als Sie sind."

„Wie, Sie wagen es, meine Wahrheitsliebe anzuzweifeln?"

„Nicht doch. Ich zweifle nur die Richtigkeit

Ihrer Wahrnehmungen an, da Ihre Physis das Bild der höchsten irdischen Vollkommenheit zeigt, aber nicht die geringste Spur intimer transcendentaler Beziehungen. Ich meinerseits freue mich der Erscheinung, ohne darnach zu forschen, was dahinter steckt."

Frau von Eulau erhob sich tief verletzt.

„Ich bitte, gnädige Frau: ich sprach von der Erscheinung im allgemeinen — von der Erscheinungswelt . . . Und was Ihre Beweise betrifft, Ihre unheimlichen Erlebnisse, so wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie endlich durch eine vollständige zusammenhängende Erzählung den Versuch machen wollten, mich zu bekehren."

Man bestürmte die Hausfrau, dieser Bitte zu entsprechen, denn man hatte gut soupiert und war peinlich angemutet von dem neuen Geplänkel zwischen der reizenden Frau und ihrem Verehrer, der mit starrer Konsequenz durchleuchten zu lassen pflegte, daß er nur ein Verehrer ihrer — „Physis" sei.

Das kurze vom langen der Geschichte, die man jetzt von Frau von Eulau zu hören bekam, war dieses:

Die Erzählerin sprach von einem herrlichen kurzen Frühlingsglück ihres Lebens. An der Seite Jemandes, der ihrem Herzen unsäglich teuer war, sei sie dahin gehüpft durch eine blühende, klingende, duftige Welt.

Der Jemand sei von überquellender Lebensfreude gewesen, heiter, übermütig, lebhaft, dabei ein Muster gereifter männlicher Vollkraft. Inmitten dieses Frühlingsglückes in einer Mondnacht sei über die Erzählerin ein Traum von grauenvoller Klarheit gekommen. Sie hielt den Jemand in ihren Armen und er blickte sie an mit einem gespensterhaften Lächeln. Sie beschwor ihn, zu reden und er schwieg; sie rüttelte ihn, und er war starr — entseelt. Da erwachte sie und der Jemand neigte sich über sie und blickte sie an mit seinen treuen fröhlichen Augen. „Ich habe Dich geweckt, weil Du so furchtbar gestöhnt hast. Welch böser Traum hat es gewagt, Dich zu quälen, mein süßes Herz?" — „Ach, ein unsinnig dummer Traum!" gab sie zur Antwort. Und in der dritten Nacht darauf war dieser schreckliche Traum buchstäblich in Erfüllung gegangen . . .

Die Gesellschaft beeilte sich, den Eindruck tiefen Entsetzens zur Schau zu tragen. Nur der Professor lächelte. Es war ein süß-giftiges Lächeln, darin ungefähr zu lesen stand: „O wir wissen sehr gut, wer jener Jemand war. Es war der alte Herr, mit dessen Namen Sie ein recht stattliches Vermögen geerbt haben — unter anderem auch die hübsche Villa, in der wir uns befinden. War einst ein wackerer Haudegen, Schad' um ihn! Man sagt, er sei an seinem

70. Geburtstage gestorben, in der zweiten Woche seiner Ehe.“

„Nun, Professor,“ fragte endlich Frau von Eulau, „können Sie auch diese Thatsache mit Ihrer Schulweisheit in Einklang bringen?“

Er sah sie ruhig an und sagte: „Ja!“

Alles war starr.

Herr Dr. Beck, ein junger blonder Litteraturmensch, brachte ablenkend eine kleine lustige Indiskretion aufs Tapet. „Ihr Vetter Strunk ist ein Ungeheuer, gnädige Frau. Heut brachte er wutschnaubend das Tagebuch seiner Tochter, das er konfisziert hat, ins Kaffeehaus. Ein reizendes harmloses Tagebuch, dessen interessanter Mittelpunkt ein geheimnisvoller Jüngling ist. Das Tagebuch beschreibt ihn mit schwärmerischen Ausdrücken vom Wirbel bis zur Zehe. Aus allem geht hervor, daß beide niemals mit einander gesprochen haben. Auch ist von einer „unüberbrückbaren Kluft“ die Rede. Das Ideal des Frl. Strunk besitzt nichts als „goldene Lieder“. Papa Strunk ist außer sich, daß ein Mensch mit so fragwürdigen Besitztümern sich unterfangen konnte, einen Eindruck auf Frl. Strunk zu erzielen. Mit dem poetischen Steckbrief des Tagebuchs in der Hand fahndet er nach dem unglücklichen Eigentümer „goldener Lieder“. Alle Einwendungen, daß der junge

Mann offenbar unschuldig, und daß die bestgesitteten jungen Damen oft noch viel weniger glimpfliche Geheimnisse in der Brust herumtragen, vermögen den schrecklichen Strunk nicht zu beruhigen. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, das Ideal seiner Tochter zu ohrfeigen."

Diese heitere Mitteilung brachte die Stimmung, die durch die böse Gespenstertraumgeschichte so arg gefährdet worden war, alsbald wieder in Schwung. Aus dem edlen Herzen der Frau von Eulau loderte ein rascher Entschluß hervor.

„Es ist unsere Pflicht," sagte sie, „die Fäden dieses kleinen Romans in die Hand zu nehmen. Ich bestelle mir für morgen Abend meinen Vetter und die Kleine. Auch Sie müssen kommen, Professor, und Sie, und Sie — alle, alle. Ich werde mit der Kleinen unter vier Augen sehr bald ins Reine kommen. Auch Vetter Strunk hält große Stücke auf mich. Vor allem verlangen wir volle Amnestie für unsere jugendliche Heldin. In nächster Zeit wird sich wohl auch Gelegenheit finden, den geheimnisvollen Jüngling zu Gesicht zu bekommen. Fehlt ihm wirklich nichts als der schnöde Mammon und zeigt es sich, daß die jungen Leute für einander taugen, dann behalten wir uns weitere Schritte vor."

Der Vorschlag wurde mit lebhafter Zustimmung aufgenommen. Als die Gäste Abschied nahmen, flüsterte die schöne Witwe mit dem vollen Aufgebot ihres Zaubers dem Professor zu: „Sie kommen doch gewiß?"

„Ja," antwortete der Professor mit einem kecken Blick auf die „Physis" des schönen Weibes.

*

Das Wagengerassel verhallte.

„O wie ich ihn hasse, diesen Lassow!" stöhnte die junge Frau. Dabei ergriff sie sein Glas und schlürfte langsam den Rest seines St. Julien. „Ich könnte ihn erwürgen!" rief sie, nahm den Stummel seiner Cigarre, hielt ihn an die Kerze und drückte ihn an die Lippen.

Nach wenigen Zügen warf sie die Cigarre hin. „Unerträglich!" rief sie dem Diener zu, der während des Abräumens ein Glas umgeworfen hatte. Der Saal schien sich langsam drehen zu wollen. Es war das Nachgefühl des Rauchens. „Wann endlich werden Sie fertig werden, Sie Tolpatsch?" —

Endlich war sie allein. Von der offenen Balkonthür blickte sie hinaus. Tanzmusik vom Wirtshause her, fernes Jodeln, zorniges Kläffen des Kettenhundes. Weithin dunkle Baumgruppen hingestreut wie schwarze Wolken, die vom Himmel heruntergefallen sind, um das flimmernde Sternenspiel zu enthüllen. Das Bellen

des Hundes bricht verknurrend ab. Wie abgeschmackt, dieser Professor! Dieser lächerlich lange Schnurrbart! Und dieser kühle Hochmut! — und diese widerwärtige Frisur! Und diese Tanzmeistertaille! Kein Zweifel, er schnürt sich! Sie und er — beide fühlen sich von einander so angenehm angewidert, daß es ihnen zum Bedürfnis geworden ist, dieser Empfindung zu fröhnen. —

Aus ihrem Sinnen wird die junge Frau aufgeschreckt durch eine Menschengestalt, die unmittelbar vor ihr über der Balkonbrüstung auftaucht.

„Felix! Sind Sie wahnsinnig?" schrie Frau von Eulau.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte der Ankömmling und stieg über die Brüstung.

„Sofort zurück! Ich rufe die Dienerschaft!"

„Haben Sie die Gnade, mich vorher anzuhören! — Ich habe mir erlaubt, den Hund zu vergiften. Ich war so frei, die Stehleiter aus dem Pavillon zu holen —"

Frau von Eulau begab sich rasch zur Saalthür und verschloß dieselbe.

Der sonderbare späte Gast trat schüchtern ein. Die junge Frau trat hart an ihn heran. „Ich weiß, Felix, Sie lieben mich. Sie haben es mir bewiesen."

„Ich war so frei — in Ihrer Hochzeitsnacht. Ich

sprang in den Strom. Ich schwöre Ihnen, es ist nicht meine Schuld, daß man mich herausgezogen hat."

Kläglich, demütig stand er da, ein schlanker blasser Dreißiger, bartlos mit hübsch geschwungener Nase, aber unmenschlich großen roten Ohren, die von dem kurzgeschnittenen Haupthaar sich anspruchsvoll abhoben. In der Hand hielt er einen riesigen schwarzen Schlapphut.

„Sie sind ein braver Mensch," sagte die schöne Witwe. „Sie werden mich nicht durch Tollheiten kompromittieren wollen."

Der junge Mann hustete verlegen. „Ich wollte nichts anderes," stammelte er dann, „als Sie um die Gnade bitten, mir zu erlauben, daß ich zu Ihren Füßen sterben darf."

„Sie sind also rückfällig geworden? Ich hoffte, Sie seien für immer geheilt durch das kalte Bad."

„Ich war geheilt. Aber Sie müssen wissen: ich habe einen Hang zum Wohlleben. Um Gold und Ehre zu gewinnen, schrieb ich eine Oper: „Die Zerstörung Jerusalems." Es war eine harte Arbeit. Ein Jahr lang dauerte sie, Tag und Nacht. Als sie fertig war, schickte ich eine Probe an Rubinstein. Er schrieb zurück, das sei eine tiefdurchdachte Unmöglichkeit. Der Kapellmeister Röhr erklärt das Ganze für einen Nonsens. Kurz, es ist nichts zu machen . . . Da fiel mir ein,

daß Sie jetzt reich sind, und da wollte ich mir anfangs erlauben, wegen Ihrer Hand bei Ihnen vorzusprechen ... Allein ich weiß: das ist auch ein Nonsens wie alles Andere."

„In der That, Ihre Idee, daß ich Sie heiraten soll, war ein Nonsens. Sie wissen ja, Felix, wir sind alte Freunde aus der Musikschule. Ich war Ihnen immer gut, aber lieben kann ich Sie nicht. Unmöglich! — Bedenken Sie doch vor allem: Sie sind ein Bettler —"

„Ich habe nie gebettelt."

„Um so schlimmer für den Bettler, wenn er nicht betteln will."

Der junge Mann holte schüchtern etwas aus der Rocktasche hervor. Es war ein Revolver.

„Felix!" schrie Frau von Eulau und blickte ihn zornig an. Da steckte er hastig die Waffe wieder ein mit den Worten: „Ich werde es also allein thun — aber es wäre mir lieber gewesen in Ihrer Gegenwart."

„Sie werden es nicht thun, Felix!"

„O doch! Sagten Sie nicht selbst, daß es in meiner Lage ein Nonsens sei, Sie heiraten zu wollen?"

„Ja, das ist richtig."

„Gut. Sie wissen, daß ich Ihnen vor Ihrer Hochzeit schriftlich das Ehrenwort gegeben habe, mich in den

Strom zu stürzen, wenn diese Verbindung zustande käme. Ich habe Wort gehalten. Ich halte immer Wort."

„Ich weiß, Felix!"

„Gut. Und heute gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß sich der Bettler, der nicht betteln will, erschießen wird."

„Unseliger! Giebt es kein Mittel, Sie zurückzuhalten?"

„Keines — außer jenem, was Sie selbst Nonsens genannt haben."

Von einem — wunderlichen Gedanken erfaßt, sagte jetzt die junge Frau mit weicher Stimme:

„Sie haben recht, Felix. Was Sie von mir wollen, ist unmöglich. Es ist Ihnen nicht zu helfen. Sie sind zu stolz, um Almosen anzunehmen. Es bleibt Ihnen nur die Wahl, zu verkümmern oder . . . das zu thun, was Sie thun wollen . . . Und . . . wann soll es geschehen?"

„Heut oder morgen. Mir gilt es gleich."

„Felix — Sie dürfen mich nicht mißverstehen: wenn es Ihr fester Entschluß ist, dann will ich genau die Zeit und den Ort und alle Umstände wissen. In meiner Gegenwart — begreifen Sie wohl — kann es nicht geschehen. Es würde mir das Herz zerreißen und meine Ehre besudeln . . . Aber im Geiste will ich da-

bei sein — um segnend meine Hände über Sie zu breiten."

„Sie sind so gütig!" sagte Felix und küßte ihr die Hand. „Ich füge mich ganz Ihrem Wunsche. Bestimmen Sie die Zeit, die Ihnen am gelegensten ist. Vielleicht morgen mittags —"

„Verschieben wir es bis zum Abend, Felix!"

„Gut, wenn Ihnen der Abend besser paßt. Sagen wir also: Schlag 10 Uhr abends."

Sie erfaßte seine Hand und sagte: „Vortreff ..." Aber sich besinnend, nahm sie sofort eine schmerzliche Miene an und hielt inne. „Es muß also wirklich sein, Felix?" sagte sie dann.

„Es muß sein!"

„Und morgen 10 Uhr abends sagten Sie? Wohlan. Ich werde hier an dieser Stelle den Augenblick abwarten. Ich werde im Geiste bei Ihnen sein. Beschreiben Sie mir jetzt genau, wie es sein wird, damit ich Alles klar vor mir sehe. Sie werden diese rote Halsbinde tragen?"

„Ja."

„Und diesen Rock?"

„Es ist mein einziger."

„Und wo wird es geschehen?"

„In meiner Wohnung, wenn Sie wünschen."

„Gut. Beschreiben Sie mir gefälligst die Einrichtung

Ihrer Wohnung. Es liegt mir daran, im gegebenen Augenblicke die ganze Scene lebendig vor mir zu haben."

„Sehr gütig. Ich wohne in der Fischergasse Nr. 8 im 2. Stock."

Frau von Eulau schrieb die Angabe in ein Notizbüchlein. Felix fuhr fort:

„Meine Quartierfrau ist eine Beamtenwitwe. Mein Zimmer hat zwei Fenster. Rechts steht das Bett, links das Klavier, zwischen den Fenstern der Schreibtisch."

„Ich bitte: genauer. Wie sind die Wände, die Vorhänge . . ."

„Die Wände sind bemalt. Ein einfaches blaues Muster. Die Vorhänge sind weiß. Die Bettdecke ist ein Holzrahmen mit grünem Tuch überzogen. Vor dem Bette liegt ein Teppich."

„Was für ein Teppich?"

„Meine Quartierfrau hat ihn mit Holznadeln gestrickt aus zusammengenähten bunten Tuchstreifen."

„Weiter, Felix. Was giebt es sonst noch in Ihrem Zimmer?"

„Einen alten braunen Kleiderkasten und einen schwarzen Holzkoffer. Auf dem Klavier liegt die Partitur meiner Oper: ‚Die Zerstörung Jerusalems'. Vor dem Klavier steht ein alter Stuhl mit schadhafter brauner Lederpolsterung. Vor dem Schreibtisch ein Sessel

mit Strohgeflecht. Auf dem Schreibtisch eine kleine Beethovenbüste aus Gips. Zwischen den Fenstern hängt in einem Holzrahmen die Photographie Rubinsteins."

„Ich danke Ihnen, Felix. Das genügt. Und nun sagen Sie mir: . . . Wie wird es geschehen?"

„Wie? Mit dem Revolver natürlich. Ich werde mich an den Schreibtisch setzen — werde die Lampe anzünden . . ."

„Entschuldigen Sie, wie sieht die Lampe aus?"

„Eine gewöhnliche Petroleumlampe. Der Schirm ist in Felder aus weißem Seidenpapier geteilt. In jedem Felde befinden sich zwischen zwei Papierblättern gepreßte Blumen. Ich habe mir diesen Schirm selbst gemacht. Die Blumen dazu habe ich — verzeihen Sie — aus Ihrem Garten gestohlen."

„Aber ich bitte Sie, Felix, das ist nicht der Rede wert. Sie werden sich also an den Schreibtisch setzen —"

„Und werde einen Abschiedsbrief schreiben."

„Einen Abschiedsbrief? An wen?"

„An Sie!"

„An mich? Das darf nicht sein. Sie dürfen nichts zurücklassen, was mich kompromittieren könnte. Es genügt, wenn Sie auf ein Blatt Papier zwei Worte schreiben: ‚Leb wohl!' — Wollen Sie das thun?"

„Ja, wenn Sie erlauben."

„Und nun fahren Sie fort, Felix. Was wird weiter geschehen?“

„Ich werde mir eine Kugel durch den Kopf jagen.“

„Durch den Kopf? Nein, Felix, das darf nicht sein. Ich dulde es nicht, hören Sie? — Wenn das, was Sie vorhaben, unabwendbar ist — Felix, ist es denn wirklich unabwendbar? — Haben Sie nicht die Kraft, sich durch ehrliche Arbeit fortzuhelfen? Etwa als Advokatenschreiber? Ich würde Ihnen Empfehlungen geben . . .“

„Nein, der Bettler will nicht.“

„Wohlan — Sie dürfen sich aber in keinem Falle in den Kopf schießen. Ich vermag diese Vorstellung nicht zu ertragen.“

„Also ins Herz, wenn Sie es wünschen.“

„Ich sollte es wünschen? Ich wünsche es wahrhaftig nicht, aber ich füge mich der schmerzlichen Notwendigkeit.“

„Gut, also ins Herz. Schlag 10 Uhr. Leben Sie wohl.“

Er reichte ihr die Hand. Sie aber fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Er drückte sie leidenschaftlich an die Brust und sagte: „O Gott, wie gut Sie sind! — Ich danke Ihnen!“ —

Endlich rang sich Frau von Eulau los. Ihre

Augen waren feucht geworden. „Es ist genug, Felix. Seien wir stark. Es giebt ein Wiedersehen!“

Sie standen wieder auf dem Balkon. Der junge Mann schien sich seiner Rührung zu schämen. „Sie haben Recht: seien wir stark; es giebt ein Wiedersehen!“ Mit diesen Worten schwang er sich über die Brüstung.

„Um Gottes willen,“ flüsterte Frau von Eulau, „geben Sie Acht, daß Sie nicht stürzen. Ich sterbe vor Angst!“

Nach einigen Sekunden tönte es von unten mit gedämpfter Stimme: „Seien Sie unbesorgt. Ich bin schon unten!“

„Und es bleibt dabei, Felix? Genau so, wie Sie mir's gesagt haben?“

„Es bleibt dabei. Genau so. Schlag 10 Uhr ins Herz. Leb wohl, Bertha!“

„Leb wohl, Felix, leb wohl!“

Die Tanzmusik im Wirtshause klang fröhlich in die ergreifende Scene hinein. Die junge Frau blickte dem Schatten nach, der eilig über die Gartenmauer glitt und über den Feldrain hinhuschte. Nach einer Weile blieb der Schatten stehen. Bertha winkte mit ihrem Taschentuche. „Armer Schelm!“ murmelte sie. „Du hast Recht. Was soll ein armer Verrückter, der

nach Glück und Liebe lechzt, in dieser grausam-nüchternen, lieblosen Welt? — Und was Sie betrifft, verehrter Professor, nun wollen wir einmal sehen, ob der hochmütige Trotz Ihrer Schulweisheit sich nicht beugen läßt!" —

Halb neun Uhr und Professor Lassow war noch immer nicht da. Mit der Gesellschaft von gestern hatte sich im kleinen Salon neben dem Speisesaal Herr Nicolaus Strunk samt seiner Schwester Adelheid und seinem Töchterlein Marie eingefunden. Herr Strunk war ein stattlicher Fünfziger mit einem riesigen Doppelkinn, das ein wohlgepflegter starker dunkler Bart umschattete. Dem behaglich-gutmütigen unteren Ansatz seiner Physiognomie wiedersprach der harte Ausdruck seiner großen dunklen Augen, über denen buschige Brauen drohten.

Bis vor kurzem hatte Strunk ein blühendes Wuchergeschäft betrieben, das aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen war. Als aber eines Tages einem Berufsgenossen Strunks von einem in die Enge getriebenen Opfer der Bauch aufgeschlitzt wurde, da betrachtete Strunk dies als einen Wink der Vorsehung. Er gab sein blühendes Geschäft auf — mit ungefähr derselben Miene, mit welcher einst der Römer Virginius seine Tochter erstach — wickelte in wahrhaft nobler Weise die noch schwebenden Angelegenheiten schleunigst

ab und rettete, indem er den Schauplatz seines langjährigen erfolgreichen Wirkens verließ, den geliebten Wanst in die Sicherheit eines behaglichen Privatlebens.

Fräulein Adelheid Strunk war eine feurige Brünette, hoch in den Vierzigern. Sie besaß ein prächtiges, wenn auch falsches Gebiß und war sehr hager. Nur die von keuscher Hülle stramm umschmiegte mächtige Brustwölbung konnte auf naive Beobachter den Eindruck hervorbringen, daß wenigstens diese Partie vom Zahn der Zeit verschont geblieben sei.

Die rosige, aber verdrießliche Geistlosigkeit, die sich in dem runden Antlitz des Fräulein Marie ausdrückte, stimmte nicht im geringsten zu der Rolle einer schwärmerischen Tagebuchschreiberin, die ihr männliches Ideal in einem armen Teufel erblickt. Steif dasitzend, offenbarte das junge Mädchen eine nahezu ungenießbar „herbe Jungfräulichkeit“. Ihr Vater dagegen war bester Laune. Daß seine schöne Cousine ihn erst vormittags für den Abend zu sich geladen, war zwar sehr formlos, aber sie war zu diesem Zwecke selbst in die Stadt gefahren. Offenbar — so sagte sich Strunk — begann Bertha den Korb zu bereuen, den sie ihm neulich unbegreiflicher Weise gegeben hatte. Gut — er wollte ihr goldene Brücken bauen.

Mit großer Aufregung spann Fräulein Adelheid ihre Fäden um einen alten pensionierten Hauptmann. Sie plauderte lebhaft über schöne Litteratur. Da der Hauptmann sich hierbei sehr einseitig zeigte — er hatte nur die Soldatengeschichten von Hackländer gelesen, von denen er mit Begeisterung sprach — so warf sich Frl. Adelheid auf Dr. Beck, dem sie mit lauerndem Lächeln zuraunte: „Denken Sie nur, ich habe mich überreden lassen, „La Terre“ zu lesen . . . Ist das nicht ein schreckliches Buch? . . . Wie, Sie verteidigen Zola? . . . Einzelnes ist gewiß großartig . . . aber ich bitte Sie: „Nana“ — haben Sie „Nana“ gelesen? . . . O Sie . . . “

Sie schlug ihn mit dem Fächer. Bertha umfaßte mit nervöser Zärtlichkeit Strunks Töchterlein. „Nur mutig, mein Kind. Mir darfst Du vertrauen. Ich werde Dir beistehen. Wer ist er, der Mann mit den goldenen Liedern?“

„Ich brauche keine Hilfe,“ sagte das spröde Fräulein und wandte sich ab. Bertha jedoch, in ihrer weichen Stimmung, glitt über die frostige Zurückweisuug hinweg, indem Sie sich zu ihrem Vetter hinüberschmiegte. „Lieber Klaus, hör mal, man erzählt Mordgeschichten von Dir. Du tyrannisierst Deine Tochter.“

Herr Nicolaus Strunk zwang seine brutalen Züge zu einem liebenswürdigen Lächeln. „Liebe Bertha,

auch von Dir erzählt man Mordgeschichten. Es wird Zeit, daß Du wieder heiratest, um dem Gerede über Dich und diesen unangenehmen Professor . . Überdies, ich habe das saubere Tagebuch mitgebracht. Du sollst selbst sehen, ob . . ."

In diesem Augenblicke trat Lassow ein. Die junge Witwe eilte ihm entgegen. Sofort war Strunks gute Laune verschwunden.

Man ging zu Tische. Strunk schickte sich an, seiner Cousine mit möglichster Anmut den Arm zu reichen. Aber der Professor kam ihm zuvor. Strunks Nüstern blähten sich. Eine finstere Falte stieg zwischen seinen Brauen auf.

Es war kühl geworden. Man schloß die Balkonthür. Auch die Stimmung wollte sich nicht erwärmen. Frau von Eulau schien gegen eine Unpäßlichkeit anzukämpfen. Dr. Beck hatte, sichtlich ermüdet, den Faden der litterarischen Erörterung mit Frl. Adelheid endgültig fallen lassen. Der Hauptmann bestritt mit seinen unverwüstlichen italienischen Erinnerungen fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung.

Bertha blickte heimlich immer wieder zur Uhr hinüber. Strunk zog gereizt einen Anlaß bei den Haaren herbei, um in einem konfusen Geschwätz zwischen den Zeilen gleichzeitig gegen seine Tochter und gegen den

Professor zu polemisieren. Er sprach von gelehrten Windbeuteln und verlumpten Künstlern, die sich durch eine gute Mitgift auf die Beine helfen und sich's in fremden warmen Nestern bequem machen wollen. Der Professor behandelte den Grollenden als „Luft" und auch Fräulein Marie kümmerte sich nicht im geringsten um den zornigen Redeschwall ihres Vaters, sondern fuhr ruhig fort in der Bethätigung ihres bei all ihrem Minneleid sehr kräftigen Appetits.

Halb zehn Uhr. — „Mir ist heute so eigen weh zu Mut" sagte Frau von Eulau mit gepreßter Stimme.

„Hast Dich wahrscheinlich zu stark geschnürt," meinte der liebenswürdige Vetter. „Schau Dir nur in der ‚Illustrierten Familienzeitung' die Abbildung von der Leber einer geschnürten Modedame an! Schau Dir sie nur an, eine solche geschnürte Leber!"

Fräulein Adelheid konnte sich's nicht versagen, den tapfern Hieb zu belachen und einen selbstgefälligen Seitenblick auf die eigene echte Schlankheit hinabgleiten zu lassen.

Bertha blickte schmerzlich über den gräßlichen Vetter hinweg. „Lieber Professor," sagte sie, „erzählen Sie uns doch etwas von ihrer afrikanischen Forschungsreise."

„Ich habe Afrika nur sehr schwach angeforscht — in Alexandria — in Kairo . . ."

„Und die Fata Morgana — haben Sie dieses interessante Phänomen nie beobachtet?"

„Nein."

„Sehen Sie, Professor, ich weiß, Sie verspotten das, aber ich schwöre Ihnen: es giebt auch für das geistige Auge eine Fata Morgana. Was ich Ihnen gestern erzählte, ist eine einzelne Thatsache, doch ich hatte manch anderes Erlebnis ähnlicher Art. Ich hatte eine Freundin in Brüssel. Sie starb während einer Operation. Ich war damals in Wien, hatte keine Ahnung von ihrer Erkrankung, und — es ist merkwürdig: — ich hatte damals zuerst ganz dasselbe fröstelnde Vorgefühl wie eben jetzt, und plötzlich sah ich mit unglaublicher Klarheit in wachem Traume die ganze Scene ihres Sterbens. Wie sich dann herausstellte, stimmte alles genau — die Zeit und die kleinsten Umstände."

„Schreiben Sie das doch dem Freiherrn Du Prel," sagte der Professor lächelnd. „Er wird Ihnen gewiß sehr dankbar sein." —

Dreiviertel zehn Uhr. Der Hauptmann kramte aus seinen Feldzugserinnerungen einige Beiträge zum Kapitel der Ahnungen und Visionen hervor. Endlich — es fehlten nur noch fünf Minuten zu zehn Uhr — unterbrach Frau von Eulau die behagliche Erzählung des alten Herrn mit einem leisen Schrei.

Sie hatte sich zurückgebeugt und hielt die Hand über die Augen. „Ich bitte Sie, Herr Dr. Beck,“ sagte sie mit einem Ausdruck unsäglicher Bitterkeit, „notieren Sie, was ich jetzt sagen werde. Vielleicht will ich auch heute nur interessanter erscheinen, als ich bin.“

Und dann, während alle staunend zuhörten und der Doktor sich beeilte, dem Wunsche der Hausfrau zu entsprechen, fuhr sie langsam fort:

„Ein Haus in der Fischergasse ... Ich sehe es deutlich vor mir ... Im zweiten Stockwerk ein Zimmer mit zwei Fenstern ... Ich blicke hinein ... Die Wände blau bemalt, die Vorhänge weiß, an der einen Wand ein Bett mit einer Holzrahmendecke aus grünem Tuch ... Vor dem Bette ein Teppich aus bunten Tuchstreifen gestrickt ... Auf der andern Seite ein Klavier ... Auf diesem ein Bündel geschriebener Noten ... Ich kann sogar den Titel lesen: ‚Die Zerstö—rung Je—ru—salems.‘ Vor dem Klavier ein Stuhl mit schadhafter brauner Lederpolsterung ... Dann ein alter brauner Kleiderkasten ... ein schwarzer Holzkoffer. Auf einem Schreibtisch eine Beethovenbüste aus Gips ... eine brennende Lampe ... der Lampenschirm aus weißen Seidenpapierblättern, zwischen denen sich getrocknete Blumen befinden ... Zwischen den Fenstern ein Bild: eine Photographie Rubinsteins.“

Sie atmete tief auf und setzte mit traurig-träumerischem Tone ihre Schilderung fort:

„Durch das Zimmer schreitet ein junger, schlanker, bleicher Mann. Ich kenne ihn. Er heißt Felix Binder ... war mir ein guter Kamerad in der Kinderzeit. Seit Jahren habe ich nichts mehr von ihm gehört ... Ja gewiß, er ist es ... noch immer bartlos ... das Haar kurz geschnitten ... plumpe rote Ohren ... rote Halsbinde ... ein altes Samtröckchen ... Er setzt sich nieder ... er schreibt ... Ich kann es genau lesen: ‚Le—leb' wohl!' ... Und jetzt; o Himmel ... er zieht einen Revolver hervor ... drückt die Mündung an die Brust ..."

Bei diesen Worten wurde die traumwache Seherin von einem Schrei unterbrochen. Raunend und staunend war die Gesellschaft der unheimlichen Offenbarung gefolgt, aber einen geradezu wunderbaren Eindruck hatte die Scene auf Fräulein Marie hervorgebracht. Leben und Bedeutung war in das runde Antlitz des jungen Mädchens gekommen. Mächtig erfaßt, hatte Marie sich zu Bertha hinübergebeugt, und endlich bei den letzten Worten entrang sich ihr der Schrei: „Ich beschwöre Sie — halten Sie ihn zurück: er ist es, den ich liebe!"

Die junge Witwe heftete einen matten Blick auf Marie und fuhr fort: „Er drückt die Mündung des Revolvers an die Brust und jetzt — ein Schuß: er stürzt zu Boden ..."

In diesem Augenblick fing die Uhr zu schlagen an, und gleichzeitig geschah zu allgemeiner Erstarrung etwas Unerhörtes: — die Balkonthür that sich auf und herein trat in unanzweifelbarer Leibhaftigkeit — genau so, wie ihn die Hellseherin geschildert hatte — Felix, der Selbstmörder! — —

Frau von Eulau erbleichte. Ihre Mienen verzerrten sich, die Augen quollen ihr hervor — sie sprang empor, streckte dem Ankömmling drohend den Arm entgegen, und zischend entfuhr es ihren Lippen:

„Hinweg — Sie Schurke!“

Dann gab sie sich einer möglichst malerischen Ohnmacht hin — das Beste, was sie jetzt noch thun konnte.

Die Erstarrung löste sich in hastiges Durcheinander. Adelheid, der Professor und herbeieilende Dienerschaft brachten die Ohnmächtige in das anstoßende Schlafzimmer. Die Andern drängten sich um Felix, den die schluchzende Marie in der ersten Aufregung umfassen wollte. Strunk riß sein Töchterlein schnaubend zurück. Energisch nötigte der Hauptmann den Wütenden, zunächst die Aufklärung des merkwürdigen Zwischenfalles abzuwarten. Auch Felix war außer sich. „Einen Schurken hat sie mich genannt!“ — stieß er heraus. „Sagen Sie selbst, ob ich ein Schurke bin . . . Es ist wahr: wir hatten meinen Selbstmord für heute abend mit allen

Einzelheiten vereinbart ... Ich hatte mich mit meinem Ehrenworte verpflichtet ... Ja wohl ... aber wozu hatte ich mich verpflichtet? — Daß der Bettler, der nicht betteln will, sich erschießen werde ... Gut! Er hätte sich gewiß erschossen ... aber er ist kein Bettler mehr ... Er ist reich ... er wäre ein Narr, wenn er sich erschießen wollte."

Mit zitternden Händen zog Felix eine große gefüllte Brieftasche hervor.

„Aber ich bitte, nehmen Sie doch Platz!" sagte Herr Nicolaus Strunk, indem er für Felix ein Glas füllte. Felix setzte sich und fuhr fort:

„Sagen Sie selbst, ob ich ein Schurke bin? ... Es war alles abgemacht ... aber man will doch als anständiger Mensch seine Schulden bezahlen, wenn man aus dem Leben scheidet? ... Nicht wahr? ... Und man will sich doch auch noch etwas gönnen ... ein gutes Diner ... einige Havannas ..."

Strunk schob ihm das Cigarrenkistchen hin mit den Worten: „Diese ... auf meine Verantwortung! ... Hier haben Sie Feuer."

„Ich danke sehr!" sagte Felix und begann grimmig zu qualmen. „Gut. Ich gehe also in die Wechselstube, um ein Lospapier zu verkaufen, das ich aus Pietät für meinen verstorbenen Vater und als letzten

Reservefond aufbewahrt hatte. Der Wechsler, ein freundlicher alter Herr, richtet eine Menge Fragen an mich, und reicht mir schließlich die Hand: — ‚Ich gratuliere Ihnen — Sie werden ihn wohl brauchen können, den Haupttreffer, der Ihnen längst zugefallen ist‘.“

„Auf gute Freundschaft, mein Herr!“ sagte Strunk, indem er mit Felix anstieß. „Komm näher, Mariechen . . . Also wirklich ein Haupttreffer? . . . Und wie groß, wenn man fragen darf?“

„Hunderttausend Gulden!“

„Donnerwetter!“

„Ja, und da sich die Verhältnisse so gründlich geändert hatten, wollte ich zuerst flugs hierherkommen. Sie müssen wissen, daß Bertha . . . daß Frau von Eulau erklärt hatte, mich unmöglich heiraten zu können . . . Sie hatte ganz recht . . . Eine junge schöne Frau kann keinen Bettler heiraten . . . Da kam mir der Gedanke, sie um dieselbe Stunde, die wir für meinen Selbstmord vereinbart hatten, hier zu überraschen, und ihr zu sagen, daß ich kein Bettler mehr bin . . . Ich nahm an, sie hier allein zu finden, in Schmerz aufgelöst . . . wir waren nämlich übereingekommen, daß sie im Geiste meinem Selbstmorde beiwohnen werde, Schlag 10 Uhr! . . . Und nun geschieht mir dies! ‚Schurke‘ nennt sie mich . . . vor allen . . . ‚Schurke‘ . . . Sagen Sie selbst, ob ich ein ‚Schurke‘ bin.“

„Gott behüte!“ rief Strunk mit Würde. „Und — schlagen Sie sich diese Geschichte ruhig aus dem Kopfe. Es giebt zum Glück ein anderes Herz, das für Sie schlägt . . . Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: Nicolaus Strunk, Rentner — Marie, meine Tochter. Ich bin ein ehrlicher Michel, und mag den Jammer meines Kindes nicht länger mit ansehen . . . Hier, lesen Sie selbst, wie Sie — hinter Ihrem Rücken — von meiner Tochter geliebt werden.“

Mariechen verhüllte ihr Antlitz.

„Wie?“ rief Felix — „Ihre Tochter — hinter meinem Rücken? — Ich erinnere mich dunkel . . . das Fräulein ist, wenn ich nicht irre, eine Freundin der Tochter meiner Quartierfrau . . . O erlauben Sie!“

Und er versenkte sich in die Lektüre von Mariechens Tagebuch, während Strunk das junge Mädchen, das verschämt entfliehen wollte, zurückhielt . . .

Jetzt rief Felix mit flammenden Augen:

„Wahrhaftig! — O ich danke Ihnen, Fräulein . . . Sie sind ein Engel!“

Der Professor trat in diesem Augenblicke aus dem Schlafzimmer. „Seien Sie unbesorgt, Herr Strunk,“ sagte er in seiner höhnischen Art, „es ist alles in bester Ordnung. Ihr Scharfblick hat das Richtige getroffen . . . es kam einzig und allein vom starken

Schnüren. Durch den starken Blutandrang nach oben hatten sich Hallucinationen entwickelt . . . die Sache ist ganz bedeutungslos."

Dr. Beck nahm den Professor beiseite und teilte ihm rasch das Geschehene mit. Lächelnd ließ Lassow den Blick über die Gruppe schweifen, in deren Mitte Felix zärtlich die Hand des verschämten Mariechens faßte. Dann schritt der Professor wieder dem Schlafzimmer zu.

„Ich bitte," rief Herr Strunk gebieterisch, „wenn Sie selbst sagen, daß die Sache bedeutungslos ist, dann ist wohl Ihr ärztlicher Beistand nicht weiter nötig."

„Sie haben recht," entgegnete Lassow mild. „Ich will der gnädigen Frau nur noch mit drei Worten einen Rat erteilen." — Er ging in das Schlafzimmer und raunte der schmachtend Hingegossenen ins Ohr:

„Sie haben ganz Recht, diesem thörichten Selbstmörder zu grollen. Züchtigen Sie ihn — werden Sie seine Schwiegermutter!"

Da der Professor sich fortan nicht mehr sehen ließ, und kein würdigerer Wettbewerber in Sicht kam, so folgte die schöne Witwe schließlich dem guten Rate Lassows und wurde die Frau ihres würdigen Vetters Strunk.

Das schönste Naturwunder.

„Ach, wie gut das stinkt!“ sagte sich der kleine Fritz und schlürfte immer wieder den guten Gestank in sich hinein. Ein recht anständiges Bürschlein im ganzen! Nur sein Haar-Schnitt ist gar nicht wohl geraten. Früher sah die Geschichte noch viel schlimmer aus, denn fast der ganze Hinterkopf war nackt. Jetzt fangen doch schon erfreulicherweise die Stoppeln an, die notwendige Haarwuchs-Ergänzung in Aussicht zu stellen. Zum Teile ist der Kleine selbst schuld an dieser Verunstaltung: zu ängstlich und zu tief hatte er den Kopf geneigt, weil er kein rechtes Vertrauen gehabt hatte zur Haarschneidekunst seiner Mutter. Hätte er das richtige Vertrauen gehabt, so würde dieses — vielleicht — gerechtfertigt worden sein. Daran aber, daß auch sein Beinkleid nicht „auf der Höhe der Situation“ sich befindet, ist Fritz wirklich unschuldig. Aber auch seiner Mutter, welche in der

Herrenkleidermacherei ebenfalls nur „Amateur“ ist, kann es nicht sonderlich verübelt werden, daß das Kunstwerk in der Hitze des Gefechtes sich so regelwidrig und schrullenhaft entwickelt hat, und daß Fritzens ungezogene Mitschüler dieser Hose ein förmliches Spottlied gewidmet haben: „Unten spitzig, oben breit“ — u. s. w.

In diesem Augenblicke jedoch denkt Fritz weder an seine Haare, noch an sein Höschen. Sein Ohr erfreut sich an herrlichem Gebrüll, seine Nase an vortrefflichem Gestank und sein Auge an der grellen Malerei da oben über dem Eingang der Tierschaubude.

Längst würdigt der große, schöne langbärtige Mann vor der Bude den kleinen Burschen keines Blickes mehr, obschon ganz augenscheinlich nicht Unhöflichkeit oder mangelnde Wißbegier dabei im Spiele war, wenn Fritz den eindringlichen Aufforderungen des Langbarts an das Publikum, doch heranzukommen und einzutreten, bisher keinerlei Folge gegeben. Dieser Mann vor der Bude mit seinem langen schwarzen Barte, mit seiner Stimmgewalt, mit seiner Rednergabe — ganz unbegreiflich, warum er sich nicht der politischen Laufbahn gewidmet hat! — Welch eine Zierde des Parlaments, welch ein Stolz der Nation hätte er werden können, der Mann vor der Bude! —

So oft die Tiere zu brüllen aufhörten, fing der

Langbart zu brüllen an. „Das schönste Naturwunder der Welt“ — so rief er immer wieder — „ist das Tier der Wildnis in seiner kraftstrotzenden Herrlichkeit: der Löwe, der Königstiger, der Elefant und die Riesenschlange — sie alle sind hier zu sehen. Treten Sie ein, meine Herrschaften, treten Sie ein!“

Der Aufruf war von guter Wirkung und außer dem kleinen Fritz war es nur ein langer schlottriger Herr mit einem zertätschten Künstlerhut, der weder vom Platze weichen, noch der eindringlichen Einladung entsprechen wollte. Mit seinen Augengläsern stierte er fortwährend die grellen Gemälde an: bald die Eisbären im Kampfe mit Eskimos, bald den Inder, den der zähnefletschende Tiger vom Elefanten hinabzureißen droht, bald den fürchterlichen Löwen, der einen Neger zerfleischt. Zwischen drunter warf der fremde Herr, indem er rastlos seinen schütteren rötlichen Vollbart zerzupfte, wie spöttisch manchen Seitenblick auf unseren Fritz, und plötzlich gab er diesem einen Wink, mit ihm beiseite zu treten. „Weißt Du, Kleiner,“ fing er an, „Du könntest mir einen Dienst erweisen. Ich würde nämlich gern meiner Tante Rosalia eine von den Bestien da drinnen zum Geburtstag kaufen, weißt Du, denn sie ist eine Raubtierliebhaberin und hat einen kleinen zoologischen Garten. Nun will ich mich aber auf meinen eigenen Geschmack nicht

verlassen, weißt Du, und da wär's mir denn recht lieb, wenn erst mal Du hineingingst und die Tiere ansehen wolltest."

Und indem er seine Börse herauszog, fügte er hinzu: „Natürlich auf meine Rechnung . . . Behalte nur den Rest; wahrscheinlich giebt's drin auch Äpfel für die Affen und Brot für den Elefanten zu verkaufen. Schau Dir die Sache nur gründlich an; ich will Dich hier erwarten, und Du wirst mir sagen, was denn ungefähr das Sinnigste wäre für meine Tante Rosalia."

So höchlich erwünscht kam der überraschende Auftrag, daß dessen Absonderlichkeit dem kleinen Fritz garnicht in die Augen sprang. Die Freude erstickte alle Bedenken im Keime.

„Das schönste Naturwunder der Welt ist das Tier der Wildnis" — so rief da wieder der Mann vor der Bude, und erstaunt hielt er inne, als jetzt der kleine Fritz mit dem ganzen Hochgefühle eines neuernannten Sachverständigen im Raubtierfache heraufgestiegen kam und eine Eintrittskarte für den ersten Platz verlangte. Als der Knabe hinter dem roten Vorhange verschwunden war, blickte ihm der lange Neffe der Tante Rosalia grinsend nach, um dann rasch davonzueilen.

Dem Knaben sind die schönen Eindrücke dieses seines ersten Raubtierbesuchs sein Leben lang unvergeßlich geblieben. Ganz so herrlich wie auf den Bildern draußen war

ja die Sache nicht. Mit dem Löwen kämpfte kein Mohr und mit dem Tiger kein Inder, und was die Eisbären betrifft ...

Halt, soeben wird der Herr Direktor mit der roten Quastenmütze von einem vorlauten merkantilen Jüngling gefragt, wo denn eigentlich die angekündigten Eisbären wären. Unwirsch entgegnete der Direktor: „Caput jejangen, alle beede, vorige Woche in Salzburg, weil sie die Hitze nicht vertrugen."

„Und die Giraffe, von welcher gleichfalls auf den Maueranschlägen die Rede ist?"

„Caput jejangen in Linz," sagte der Direktor, den es höchlich zu verdrießen schien, seine kaum vernarbten Gemütswunden so täppisch angerührt zu sehen.

„Hm," spöttelte der merkantile Jüngling, „die Giraffe hat wahrscheinlich wieder die Kälte nicht vertragen können."

„Strambach," fuhr der Direktor auf, „wollen denn Sie etwa mir verantwortlich machen vor Ihr scheußliches europäisches Klima?"

Der Jüngling zog sich zu den Pavianen zurück, Fritz aber fand den Groll des Direktors über die kecken Fragen ganz gerecht, denn in der That, wenn auch die Eisbären und die Giraffe fehlten, blieb doch noch genug des Reizenden vorhanden. Und ein Weib saß wirklich auch da, welches Brot für die Elefanten und Äpfel für die Affen verkaufte.

Mit der Frage, was denn als das finnigste Angebinde für das Wiegenfest jener Tante Rosalia zu wählen wäre, kam der Junge bald ins Reine. Entschieden der Elefant, denn wirklich, es war merkwürdig, was für Kunststücke dieser verstand: Leierkasten spielen, mit der Tischglocke den Kellner herbeirufen, mit vorgebundener Serviette vom Teller essen u. s. w.

Mit dem Gutachten auf den Lippen: „Den Elefanten müssen Sie kaufen," stieg Fritz die Stufen nieder. Allein wie sehr er auch herumspähte, von dem fremden Herrn war nirgends eine Spur zu entdecken.

Viel später erst ist dem kleinen Manne die Lösung des Rätsels zum Bewußtsein gekommen. Viel später erst ist er dessen inne geworden, daß damals jener fremde Herr in des Knaben Augen die Sehnsucht, die da so leicht zu lesen war, gelesen haben mochte, und daß der seltsame Auftrag nur ein zarter, lustiger Vorwand der kleinen und doch beglückenden Gabe war. Und immer, wenn Fritz zurückdenkt an dieses kleine Erlebnis, fühlt er, daß das schönste Naturwunder sich damals außerhalb der Bude befunden, und nicht drinnen, wie der Langbart behauptet hatte. Denn das schönste Naturwunder ist nicht „das Tier der Wildnis in seiner kraftstrotzenden Herrlichkeit", sondern das schönste Naturwunder ist ein guter Mensch.

Eine Nacht im Mittelalter.

Wir saßen selbander im gedeckten Vorraum der Villa Julians und ließen den Regen ruhig niederrieseln über Berg und See. Julian wiegte sich in seinem Schaukelstuhle und ich sang zur Guitarre ein Lied, das mein Freund Richard der Recitator zum Lobe des Mittelalters gedichtet hat. „Mittelalter, Mittelalter, o Du wunderschöne Zeit.“ So fängt es an. Und der Schluß lautet: „Der Philister geht vorüber, — doch die Burgen sieht er nicht. — Denn er ist ein Seifensieder — Käsekeulchen sind ihm lieber — als das herrlichste Gedicht.“

Julians Minen hatten sich verfinstert, und als ich mit dem Liede fertig war, sprach er:

„Aus der Entfernung genossen, mag sich ja das Mittelalter sehr hübsch ausnehmen, aber wer selbst einmal dort gewesen, der weiß andere Lieder davon zu singen.“

„Ja bist denn Du schon einmal dort gewesen — — im Mittelalter?“

„Gewiß. Eine ganze Nacht. Nach Tisch will ich Dir's erzählen; ich bin Dir ohnehin Revanche schuldig für das Geheimnis, das Du mir gestern anvertraut hast.“

Frau Brigitte, Julians noch immer recht hübsche, schwächlich-zarte Lebensgefährtin, kam um zu fragen, ob wir draußen oder drinnen essen wollten. Wir beschlossen, im Vorraum zu bleiben, denn der sanfte Regen störte nicht. Der Tisch wurde gedeckt, die Lampe gebracht; der Postbote kam mit Briefen und Zeitungen, die noch flüchtig durchgesehen wurden, bevor das Essen kam. Diesmal war es eine ansehnliche Post mit vielen Neuigkeiten, aus denen sich ein reges Tischgespräch ergab. So kam es, daß ich, als Frau Brigitte gewohnter Weise ihrem Manne frühzeitig den Gutenacht-Kuß gab und sich zurückzog, gar nicht mehr an meines Freundes Ausflug ins Mittelalter dachte. Er aber begann sofort:

„Die Geschichte, die ich Dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilen will, würde zwar auch meine Frau lebhaft interessieren, aber es ist noch besser, wenn sie nie etwas davon erfährt. Wenn Du, alter Bursche, doch mal heiraten solltest, wirst Du schon selbst erfahren, daß die Phrase, Eheleute dürften kein

Geheimnis vor einander haben, ein Unsinn ist. Wenn alle Leute plötzlich alles erführen, was hinter ihrem Rücken gesprochen und gethan worden ist, würde kein Mensch mehr mit seinen Bekannten verkehren wollen, auch keine Frau mehr mit ihrem Manne."

Ich unterbrach ihn mit lebhaftem Widerspruche; er aber nahm ruhig die Flasche aus dem Kübel, um mir das Glas zu füllen, und fuhr fort:

„Meine Ehe ist sehr glücklich, das weißt Du wohl. Aber in den ersten Jahren hat die Sache nicht stimmen wollen. Die Schuld lag an beiden, denn bei all ihren Vorzügen hatte meine Frau damals einen argen Fehler, sie war schmollsüchtig. Schon auf der Hochzeitsreise fing das an, in Venedig. Na, damals gab sich das ja bald, aber nach den Flitterwochen wurde das Schmollen chronisch. Wenn mir irgend einmal ein lautes Wort entfuhr, oder wenn ich zu spät zum Mittagessen kam — und, wie sie nach flüchtiger Prüfung behauptete, nach Frühschoppen roch, sofort schmollte sie bis zum nächsten Tag. Manchmal begann sie auch spontan zu schmollen. Anfangs verdroß mich das, aber bald, das war das Schlimmste, wurde ich von dieser üblen Gewohnheit meiner Frau angesteckt: ich fand es bequem, mitzuschmollen, mich um sie nicht kümmern zu müssen. So verschusterten wir eine unübersehbare Reihe von

Tagen und Wochen. Ach, diese Schmoll-Frauen wissen gar nicht, was für Gefahren sie heraufbeschwören.

„Wie es zuging, ist nebensächlich, Faktum ist, daß ich plötzlich zwischen einer süßen und einer saueren Frau stand. Die Süße war die Gattin eines Kollegen, die Saure war Brigitte. Was man blödsinniger Weise ‚ein platonisches Verhältnis‘ nennt, das entspann sich zwischen mir und der süßen Frau. Die k. k. Post war so liebenswürdig, die heftige Weiterentwickelung unserer postlagernden Seelenfreundschaft zu vermitteln.

„In unserem Briefwechsel war oft von einer fernen grünen Insel die Rede, als dem Ziele unserer gemeinsamen Sehnsucht. Nach und nach aber einigten wir uns, daß es ja nicht unbedingt eine Insel sein müßte, und daß schon das ein reizendes Erlebnis wäre, wenn wir irgendwo auf dem Festlande zwei, drei Tage lang in stiller Abgeschiedenheit zusammen sein könnten, fern der lästersüchtigen Sippschaft, die kein Verständnis hat für die Subtilitäten einer platonischen Seelenfreundschaft. Der Mann meiner Seelenfreundin war sehr beschränkt. Eines Tages nahm er meinen Rat in Anspruch. Seine Frau war von einer schwerkranken Tante in Ungarn, von der er bis dahin gar nichts gewußt hatte, dringend zu einem Besuche eingeladen worden. Ob er Urlaub nehmen und mitfahren solle,

fragte mich der gute Mann. Aber lass' sie doch ruhig allein fahren! riet ich ihm. Er sah ein, daß dies das beste wäre, und es war mir sehr lieb, daß er das einsah."

„Ich verstehe," unterbrach ich Julian. „Du und die süße Frau, ihr hattet das eingefädelt, um zusammen das Glück der Einsamkeit zu genießen. Welch ein Abgrund von Verworfenheit öffnet sich mir."

„Abgrund von Verworfenheit," wiederholte Julian langsam, „ja, das ist das richtige Wort. Aus einem leidlich anständigen Menschen war ich in kurzer Zeit ein abgefeimter Lügner, Heuchler, Intriguant geworden. Und der brave Mann merkte nicht das mindeste, als ich bald nach der Abreise seiner Frau plötzlich nach Wien reisen mußte. Der Vorwand war mit kaltblütiger Sicherheit gefunden worden. Brigitte war so zärtlich und besorgt, daß sich mein Gewissen leise zu regen begann, aber mit Rücksicht auf die Platonität der ganzen Geschichte brachte ich das Gewissen zum Schweigen. Außerdem: es erschien mir doch ganz unmöglich, jetzt wie ein dummer Junge auszukneifen und meine Seelenfreundin, nachdem ich sie nach Ungarn geschickt hatte, dort vergeblich auf mich warten zu lassen.

„Anstatt der grünen Märcheninsel, von der wir geträumt hatten, war ein elendes ungarisches Nest der Schauplatz dessen, was nun kommen sollte. Ich weiß

nur noch, daß es viele Weidenbäume dort giebt längs eines Baches, viele Schweine, viele Pfützen, aber die Sonne hatte blankes Gold in die Pfützen gestreut, ein schöner blauer Himmel breitete sich über dem schmutzigen Neste aus und reizender denn je, mit ausgebreiteten Armen, in lichtem Sommerkleide kam meine Seelenfreundin mir entgegengeeilt, grunzendes Borstenvieh fröhlich hinter ihr her. Hand in Hand, wie Kinder gingen wir den weidenbesäumten Weg dahin, angestaunt von den Eingeborenen, die dort den ganzen Tag in Unterkleidern herumgehen. Sie nannte mich Paul und ich nannte sie Virginia — es war reizend. Und dann führte sie mich in das Wirtshaus, wo sie bereits die beste Stube, die freilich noch immer schlimm genug aussah, für uns beide gemietet hatte.

„Dort saßen wir abends bei einer Flasche Wein und scherzten und lachten — da pocht es an die Thür und herein tritt ein langer magerer Kerl, ein Pandur. Mit gebieterischen Gebärden macht er uns begreiflich, daß wir ihm folgen mögen. Dummes Zeug! so ruf ich und bitte meine Freundin, da zu bleiben und meine Rückkehr abzuwarten. Allein der Pandur besteht darauf, daß wir beide mitgehen, und kurz — er führt uns zum Stuhlrichter. Dieser, ein lustig aussehender Herr mit roter Nase und ungeheuer langen steifen

Schnurrbartspitzen fragt uns nach Namen und Herkunft, wobei er uns frischfröhlich dutzt. Ich setze ihm auseinander, daß es sich um ein diskret aufzufassendes Abenteuer handle, und daß ich überzeugt sei, er als Vertreter des ritterlichen Magyarenvolkes werde unser Inkognito begreifen und würdigen. Darüber lacht er unbändig und wiederholt fortwährend das Wort „Inkognito“. Dann stellt er eine Reihe von Fragen, die sich um einen Einbruchsdiebstahl drehen. Das giebt ein Unglück! flüstert meine Schicksalsgenossin. Ich beruhige sie und erkläre dem Stuhlrichter, daß ich jeden Augenblick in der Lage wäre, die Grundlosigkeit des Argwohns, der sich in seinen Fragen äußere, zu beweisen, und daß ich mit Entrüstung gegen jede leichtfertige Verdächtigung dieser Art Verwahrung einlegen müßte. Daraufhin wird der offenbar weinselige Stuhlrichter nur immer lustiger. Janosch! Pischta! Gabor! ruft er und erteilt den herbeieilenden urwüchsigen Gesellen Aufträge in magyarischer Sprache. Man führt uns durch einen Gang, einige Treppen hinab, öffnet eine Fallthür und stößt uns die Stufen hinunter. Licht wird gebracht, ich befinde mich in einem dumpfen Kellerraum, in welchem ich allerlei sonderbare Geräte und Werkzeuge sehe.

„Meine Begleiterin wird in einen Nebenraum geführt. Sollen wir unsere Namen nennen? ruf ich ihr

noch zu. Nein, lieber sterben! antwortet sie. Und auch mir war es jetzt klar, daß, was immer kommen möge, unsere Namen und unsere Herkunft Geheimnis bleiben müßten. Aber wie ich jetzt die Dinge ringsum schärfer ins Auge fasse — heiliger Himmel: das sind Folterwerkzeuge! Ich hatte schon gehört, daß in Ungarn hin und wieder noch mit ganz mittelalterlicher Strammheit gefoltert wird, aber ich hatte nicht daran glauben wollen. Jetzt aber befand ich mich zu meinem Entsetzen in einer mit allem Komfort des Mittelalters ausgestatteten Folterkammer. Der Stuhlrichter faßte mich freundlich beim Arme, führte mich herum und erklärte mir alles. Hier die Daumschrauben, dort die spanischen Stiefel u. s. w. Sogar eine eiserne Jungfrau war da. Lachend versprach mir der Stuhlrichter, daß ich da nicht hineinkommen werde; die schweren Sachen seien nur zur Dekoration da. Die leichteren Foltergrade seien heutzutage vollkommen ausreichend. ‚Du wirst Dich davon selbst überzeugen‘, fügte er gutmütig hinzu. Ich fing an zu hoffen, das Ganze sei bloß ein Spiel kräftigen ungarischen Humors, doch nur allzubald wurde ich aus diesem Wahn herausgerissen. Auf einen Wink des Stuhlrichters packten mich die Schergen, schnürten mich auf eine Bank und begannen mit Rohrstäbchen auf mich einzuhauen. Zwischen drunter wiederholte

der rotnasige Unhold seine Fragen: Ob ich meine Teilnahme an dem Einbruchsdiebstahl in der Hauptstadt gestehen wolle? Wie meine Mitschuldigen hießen? Wo die aus dem Juwelenladen geraubten Schmucksachen sich befänden? Und so weiter. Und die Antwort auf meine Unschuldsbeteuerungen war jedesmal eine Erneuerung der Hiebe.

„‚Jetzt in die Damenabteilung!‘ rief das Scheusal. Ich blieb gefesselt auf der Bank liegen und bald ertönten aus dem Nebenraume Jammerrufe meiner Seelenfreundin und das Klatschen zahlreicher Hiebe. Es zerriß mir das Herz. Dann kamen sie wieder und schickten sich an, mich regelrecht zu foltern. So brachten sie es denn bald dahin, daß ich alles gestand, was sie wollten. Ich gestand den Einbruchsdiebstahl, ich gestand, Mitglied einer weitverzweigten internationalen Verbrecherbande zu sein, ich gestand, meinen Raub irgendwo in einem Walde versteckt zu haben, ich gab alles zu, was das Ungeheuer von mir verlangte. Daraufhin wurde ich losgebunden und in ein Kerkerloch gebracht. Dort saß bereits auf einem Strohsack meine Seelenfreundin schluchzend und händeringend, ein Bild des Jammers. Ich wollte ihr mit tröstlichem Zuspruch das wirre Haar aus der Stirne streichen. Sie wehrte entschieden ab und teilte mir mit, daß sie,

während man sie prügelte, das Gelübde gethan, fürderhin ein streng tugendhaftes Leben zu führen.

„Doch genug von dieser fürchterlichen Nacht! Früh morgens öffnete sich die Thür, der Stuhlrichter erschien mit einem Zeitungsblatte und erzählte uns, er sei gestern im Drange der Geschäfte nicht dazu gekommen, die Zeitung zu lesen, aus der er leider erst nachträglich erfahren habe, daß die Thäter des Verbrechens, um das es sich handelte, in der Landeshauptstadt längst hinter Schloß und Riegel säßen. Wir seien also die Opfer eines Mißverständnisses geworden, das er lebhaft bedaure. Zu seiner Entschuldigung zeigte er uns die Photographie irgend eines Gauners und seiner Geliebten, die zu der Einbrecherbande gehörten. Die zufällig frappante Ähnlichkeit jener Bilder mit unseren Physiognomien hätten ihn, als er uns ins Gasthaus gehen sah, zu dem bedauerlichen Irrtum verleitet. Nota bene: die Bilder zeigten auch nicht die allergeringste Ähnlichkeit mit mir und meiner Leidensgenossin. Was thun? Wir willfahrten der Bitte des trefflichen Stuhlrichters, die Geschichte nicht an die große Glocke zu hängen, da wir selbst ein ausreichendes Interesse daran hatten, daß sie unter uns bleibe. Der magyarische Biedermann ließ einen Wagen kommen, der uns zur Bahn bringen sollte. Eine Stunde lang

dauerte diese Wagenfahrt. Meine Gefährtin saß da, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Unbehagen und Unruhe verriet sich in ihren Mienen und Bewegungen. Man sah, das Sitzen that ihr weh. Mir auch! Dazu die holprige Straße! Ach, wie doch alles ganz anders gekommen war! Wir sprachen kein Wort. Als der Zug kam, nahmen wir mit stummer Verneigung von einander Abschied. Ich stieg in ein Rauch-Coupé und kümmerte mich nicht weiter um sie.

„Brigitte hatte, wie ich nach meiner Rückkehr erfuhr, in jener Nacht böse Träume gehabt. Ohne mir helfen zu können, sah sie mich von wilden Gesellen umgeben, die mich mißhandelten. Sie äußerte ihre Freude darüber, daß das nur ein Traum gewesen. Auch ich würde mich in jener Nacht sehr gefreut haben, wenn dies alles nur ein Traum meiner Frau gewesen wäre. Jedenfalls war sie überglücklich, mich wieder zu haben. Beide blieben wir seither lieb und nett, sie und ich."

„Und jene andere?" fragte ich.

„Auch sie lebt jetzt sehr glücklich mit ihrem Manne," antwortete Julian.

„So ist Euch beiden der Ausflug ins Mittelalter doch recht heilsam gewesen?"

„Eigentlich ja!" sagte Julian. „Es war eine moralische Roßkur, aber sie war von Erfolg."

Die Beichte einer Neuvermählten.

Vor dem „Tiroler Hof“ in Innsbruck stand ein ernster junger Mann und eine hübsche junge Frau, beide in Reisekleidern.

„Verzeih, Robert,“ sagte sie, „ich habe Dir allerdings heute Vormittag in München vor dem Altare Ergebenheit gelobt, aber es geschah mit dem stillen Vorbehalt und in der bestimmten Erwartung, daß es nur billige und vernünftige Wünsche sein würden, denen meine Ergebenheit genügen soll. Es ist jetzt vier Uhr, die Witterung ist prachtvoll, wir sind zum erstenmal in dieser schönen Stadt, und nun sollen wir den ganzen wunderbaren Nachmittag, den wir vor uns haben, in einem Hotel-Zimmer verbringen! Robert, ist das ein billiger, ist das ein vernünftiger Wunsch?“

Robert schwieg und zupfte nur heftig an seinem rötlichen Vollbart. „Laß doch den armen Bart in Ruh,“ rief Hedwig lachend. „Er ist zwar, aufrichtig gesagt,

nicht sehr hübsch, aber durch das Rupfen wird er auch nicht hübscher."

„Was aber wollen wir anfangen?" fragte der junge Mann verstimmt.

„Vor allem müssen wir das goldene Dachel sehen. Als Lehrer der Geschichte wirst Du doch ein aufrichtiges Interesse daran haben, dieses merkwürdige Erkerdach zu besichtigen, welches Friedel mit der leeren Tasche, wie unser Reisehandbuch erzählt, seinen Spöttern zum Trotz mit vergoldeten Kupferplatten im Werte von 30 000 Dukaten decken ließ. Ich wenigstens habe mich längst nach dem Anblicke dieses goldenen Daches gesehnt."

So gingen sie denn in die Herzog-Friedrichstraße zum goldenen Dachel. Robert musterte die Sehenswürdigkeit ziemlich stumpfen Blickes, und auch die junge Frau konnte nicht verhehlen, daß sie sich das „Dachel" doch viel goldener vorgestellt hätte. Plötzlich wandte sie sich an eine vorübergehende alte Frau: „Bitte, wo ist die Franziskanerkirche?" Und als ihr die Richtung gezeigt worden, setzte Hedwig ihrem Gefährten lebhaft auseinander, daß jetzt natürlich die Besichtigung jener Kirche, namentlich der berühmten 28 Erz-Standbilder an die Reihe kommen müsse.

Während der Wanderung in die Kirche überlegte Robert: Hegt sie denn wirklich eine so unbezähmbare

Teilnahme an allen diesen Dingen — oder will sie mich ärgern? Er kam nicht recht ins reine darüber.

Wenn Hedwigs Interesse an den Erz-Standbildern in der Kirche geheuchelt war, dann war es gewiß vortrefflich geheuchelt, jedenfalls weit besser geheuchelt als das Interesse des jungen Historikers, dem nicht eine einzige von den achtundzwanzig Statuen erspart und vielmehr ein längeres Verweilen vor jeder einzelnen aufgenötigt wurde. „Ach, sieh nur, Robert: Johanna von Spanien! . . . Und hier Kunigunde, Schwester Maximilians! . . . Und hier Eleonore, Prinzessin von Portugal! Ach, wie interessant!“ — Redlich, aber mit geringem Erfolg gab er sich Mühe, nichts davon merken zu lassen, welches lebende Wesen jetzt sein Sinnen und Sehnen lebhafter beschäftigte als alle längstverstorbenen Prinzessinnen von Portugal. Erst als sie droben waren bei den Ruhestätten der Philippine Welser und ihres Gemahls, begann Robert redseliger zu werden, denn kürzlich hatte er eine Arbeit über Philippinens ältesten Sohn, Andreas, den Kardinal, vollendet.

„Und nun nur noch das Museum!“ rief sie mit schmeichelndem Lächeln, als sie die Kirche verlassen hatten. „Du mußt wissen, Robert, es sind dort Andreas Hofers Hosenträger, und wenn ich nicht irre, auch die

Schnupftabaksdose des Kapuziners Haspinger aufbewahrt. Das ist doch gewiß sehr interessant!"

Robert lächelte höhnisch: „Sehr interessant finde ich es meinerseits, daß eine neuvermählte Frau den Anblick von historischen Hosenträgern und Schnupftabaksdosen interessanter findet als . . ."

„Du kindisches Kind!" lachte Hedwig. „Nur im Fluge wollen wir uns das Museum ansehen, weil wir ja morgen früh weiterreisen. In einer Stunde längstens ist das Museum abgethan, und dann sollst Du glänzend belohnt werden. Sieh, dort auf dieser schönen Terrasse, im Anblick der herrlichen Bergwelt wollen wir eine Flasche Tiroler Wein trinken, sobald wir zurückkommen."

Sie saßen aber schon viel früher vor den Stadtsälen bei der Flasche, denn das Museum war bereits geschlossen worden. Bei der einen Flasche blieb es nicht. Hedwig ließ sich vom Kellner Papier und Schreibzeug bringen und schrieb an ihre Eltern, wie glücklich sie sich fühle, wie schön Innsbruck und wie groß ihre Freude sei im nächsten Ausblick auf die Weiterreise nach Verona und Venedig.

Sie las ihm den Brief vor. „Ja", setzte sie hinzu, „ich fühle mich wirklich überaus glücklich, oder genauer gesagt: ich hoffe bestimmt, daß ich mich nächstens vollkommen glücklich fühlen werde. Denn vorläufig

ruht noch ein Druck auf mir, von dem ich mich befreien muß."

Robert legte die „Münchner Neuesten Nachrichten" aus der Hand, die er, während sie las, eifrig studiert hatte. Er warf einen Blick auf seine Taschenuhr und sagte dann nachlässig: „Acht Uhr. Hm! Mir eilt es übrigens nicht, wenn es Dir nicht eilt. Wir können auch noch länger da bleiben."

„Gewiß, wenn Du willst, obgleich es mir, aufrichtig gesagt, lieber wäre, wenn wir jetzt . . ."

„Nun?"

„Wenn wir jetzt ein wenig das Tiroler Volksleben genießen würden."

„Das Tiroler Volk schickt sich jetzt an zu nachtmahlen und dann wird es dasjenige thun, was jedes anständige Volk nach dem Abendessen zu thun pflegt: es wird sich zu Bette legen. Meines Wissens wenigstens giebt es hier nicht das geringste nächtliche Volksleben."

„Doch, doch. Als wir vorhin beim Museum waren, da bemerkte ich einen Maueranschlag, welcher für heute 8 Uhr eine Vorstellung Tiroler Volkssänger ankündigt. Die Bierhalle, in welcher dieses Konzert stattfindet, ist in der nächsten Nähe des Museums."

„Tiroler Sänger? Ich habe deren schon genug gehört."

„Aber diese sind zweifellos echt, was man nicht von allen Tiroler Sängern der weiten Welt sagen kann. Und jedenfalls müssen sie Außergewöhnliches bieten, wenn sie es wagen dürfen, in der Hauptstadt Tirols öffentlich für Geld zu singen.“ . . .

Das Konzert, das bereits begonnen hatte, als das junge Paar sich an einem der Tische des wunderlich getäfelten Saales niederließ, rechtfertigte denn wirklich in vollem Maße Hedwigs Voraussetzungen. Die Konzertbühne stand in einer Ecke vor einem Spiegel, so daß man den doppelten Genuß hatte, die Sängergesellschaft — drei schmucke Tirolerinnen und drei stramme Tiroler — gleichzeitig von vorn und von hinten zu sehen. Besonders hübsch war der eine Tiroler — Toni A. nannte ihn das Programm — ein wohlgebauter Riese mit koketten Stirnlocken über den dunklen, prächtig heiteren Augen. „Nein, sieh nur mal, was für ein schöner Mensch!“ sagte Hedwig. Aber Robert blickte kaum von seiner Speisekarte auf.

Später sang der schöne Toni ein Solo: „Wenn die Blumen draußen zittern“ . . . Während des Kehrreims: „O bleib bei mir und geh nicht fort, an meinem Herzen isch̲t der schönste Ort“ — ließ er allemal sehr merkbar die großen dunklen Augen gegen Hedwig herüberrollen. Robert verzog keine Miene.

Und als während einer Vortragspause ein Sprößling der Sängergruppe, ein gleichfalls in die Nationaltracht gekleideter Junge, an den Tischen Photographien der Sängergesellschaft feilbot, fragte ihn Hedwig mit allerliebster Unverfrorenheit, ob denn nicht ein Solo-Bild des Herrn Toni zu haben sei. Mit einem Lächeln, das für ein Naturkind genug verschmitzt aussah, überreichte ihr der Knabe eine photographische Sonderausgabe des schönen Toni. Robert bezahlte das Bild ohne jegliches Wimperzucken.

Dann fing wieder das Singen an. Es war sehr rührend zu hören, wie die Sängergesellschaft in einem sehr wehmütigen Liede ihrer brennenden Sehnsucht nach dem angeblich „fernen" Tirol Ausdruck gab. Zwischendrunter äugelte der schöne Toni immer wieder zu Hedwig herüber. „Wirklich ein reizender Mensch!" sagte die junge Frau.

Robert schrieb spöttisch lächelnd etwas in sein Notizbuch. „Darf man wissen, was Du da geschrieben hast?" fragte Hedwig während der nächsten Vortragspause. Er reichte ihr das Büchlein und sie las:

„‚Cogitare' und ‚kokettieren' — diese beiden Wörter, denen Klangähnlichkeit allerdings nicht abzusprechen ist, scheinen den Frauen gleichbedeutend zu sein, wobei

sie den Satz des Cartesius umstülpen: Sum, ergo cogito. Ich bin da, also muß ich kokettieren."

Hedwig sah ihn fragend an. „Ich hoffe", bemerkte sie, „daß dieser Kalauer nicht etwa sagen will, ich hätte mit dem Tiroler Sänger kokettiert."

„Durchaus nicht. Du hast Dir nur den Anschein gegeben, mit diesem schönen Tiroler zu kokettieren. In Wirklichkeit hast Du mit einem andern kokettiert."

„Mit wem denn, Du kindisches Kind?"

„Mit mir. Den ganzen Nachmittag hast Du mit mir kokettiert und zwar in einer Weise . . . in einer Weise, die ich garnicht näher bezeichnen mag."

Da blickte ihn Hedwig an mit einem Ausdruck, der ihm neu und rührend war. „Du irrst Dich, Robert. Ich habe etwas auf dem Herzen. Es muß noch etwas in Ordnung gebracht werden zwischen uns beiden. Schon einigemale wollt ich es heute zur Sprache bringen, aber du warst immer so zerstreut. Ich bin Dir eine Mitteilung schuldig, die Dir nicht angenehm sein wird, aber mein Gewissen läßt mir keine Ruhe."

Sie brachte ein beschriebenes großes Briefblatt zum Vorschein, dessen Falten bereits teilweise durchrissen waren. Und dann begann sie zu erzählen:

„Vor zwei Jahren war ich in Schönau bei Tante Marie zu Besuch. Es war sehr langweilig dort; ich

bitte Dich: ein gottverlassenes Landgut, eine launenhafte alte Frau, ländliches Gesinde, ein großer Garten, eine Schaukel, ein Teich mit einem Badehäuschen, des Onkels medizinischer Bücher-Nachlaß und die Müllerstochter, die einzige Person der Umgegend, mit der man plaudern konnte — das war das ganze Vergnügen. Eva, die Müllerstochter, war bleichsüchtig, hatte einen Blähhals und litt an unglücklicher Liebe. Aber sie war sehr gutmütig und hatte mancherlei gelesen, vielleicht sogar zu viel. Der Gegenstand ihrer Träume war Eduard Fiedler, der Schulmeister des Dorfes. An zartem Entgegenkommen von Seite der armen Eva hatte es nicht gefehlt, aber Fiedler war spröd geblieben. ‚Er wartet wohl, bis eine Prinzessin zwölfspännig bei ihm vorfährt,‘ pflegte Evas Mutter giftig zu sagen. Ich hatte bald Gelegenheit, mit diesem Herrn Fiedler zusammenzukommen, und fand ihn wirklich nicht übel, nur sehr überspannt. Es gab sich ganz von selbst, daß er bald täglich ans Gartenthor kam, zu Zeiten, wo er mich im Garten wußte. Er lieh mir Bücher, ich gab ihm Blumen . . .“

„Cogitare, kokettieren“ — unterbrach Robert lächelnd die Erzählung.

„Lieber Himmel, die Langeweile, und dann vor allem mein aufrichtiges Mitgefühl für den Liebesgram

der blassen Eva. Ich hatte mir ehrlich vorgenommen, die gütige Fee in dieser kleinen Geschichte zu sein und alles zu glücklichem Abschluß zu bringen. Einmal aber, als . . . als ich wieder hätte erwarten können, daß er an das Gartenthor kommen werde, blieb er aus, und statt seiner kam ein Schuljunge mit diesem Brief."

Robert entfaltete vorsichtig das zerlesene Briefblatt, das an der oberen Ecke links mit einem durchpfeilten, stark blutenden Herzen verziert war.

Er las:

„Verehrtes Fräulein! Sein oder Nichtsein? — Mit dem dänischen Prinzen des Schwanes vom Avon stelle ich diese Frage, und ich schwöre Ihnen bei meinem Seelenheile, daß es mein blutigster Ernst ist, wenn ich hiemit die Antwort von Ihnen verlange, fest entschlossen, dieselbe negierenden Falles — was mich betrifft — unverzüglich zur Wahrheit zu machen! Wer im grauen Altertume das Rätsel der thebaischen Sphinx nicht zu lösen vermochte, mußte sich von schwindelnder Höhe in einen Abgrund stürzen. Wohlan denn, Fräulein Hedwig, Sie sind die Sphinx, in deren Lächeln, in deren Blicken ich manchmal himmlische Gewährung zu lesen glaubte, aber schon im nächsten Augenblicke fühlte ich mich oft angefröstelt und zurück-

gewiesen. Zwar wagt es selbst der kühnste Hochflug meiner Wünsche nicht, sich zu dem Gedanken Ihres dauernden Besitzes zu erheben. Friedrich Schiller jedoch sagt: ‚Ein Augenblick gelebt im Paradiese ist mit der Hölle nicht zu teuer erkauft!‘ So will auch der hochachtungsvoll Unterzeichnete später geduldig die Höllenqualen der Entsagung tragen, wenn Sie, verehrtes Fräulein, ihm wenigstens einmal heute Nachts, sobald Lunas Silberlicht auf die Fluren niederträufelt, in dem alten Gartenhäuschen das hohe Glück eines zwanglosen Beisammenseins gewähren würden. Ich flehe also: teilen Sie mir unverzüglich mit: Ob und Wann? — Lautet Ihre Antwort ‚Nein!‘ dann, verehrtes Fräulein, so schwöre ich Ihnen bei meinem heiligsten Empfindungen: bei meiner Liebe zu Ihnen — eile ich sofort in die Stadt, ersteige irgend einen Kirchturm und stürze mich in den Abgrund als Opfer der Sphinx. Dessen aber seien Sie gewiß, daß in diesem Falle mein Geist, wenn es irgendwie möglich ist, dem Grab entsteigen und in Ihrer Hochzeitsnacht zwischen Sie und jenen, dem sie gehören sollen, treten wird! Ja, dessen seien Sie gewiß, daß, wenn Sie mich zwingen vom Turme zu springen, mein Fluch Ihren künftigen Ehebund treffen wird und zugleich, verehrtes Fräulein, Ihren gesamten Nachwuchs bis in

die fernste Zukunft. Mit Ungeduld Ihrer Antwort harrend, die für mich Leben oder Tod bedeutet, bleibe ich in tiefster Verehrung Euer Wohlgeboren ergebenster Eduard Fiedler."

„Und was hast Du ihm geantwortet?" fragte Robert, als er den seltsamen Brief gelesen hatte.

„Ich wußte zuerst nicht, ob ich lachen sollte über diesen Schwulst, oder mich ärgern über die dreiste Zumutung. Endlich sagte ich dem Knaben: ‚Melde nur dem Herrn Fiedler, er möge ganz nach Belieben springen. Verstehst Du, Kleiner? Springen soll der Herr Fiedler, wenn er Lust hat zu springen!' Dem Schulknaben erschien dieser Auftrag sehr lustig. Lachend eilte er davon . . ."

Die Tiroler fingen wieder zu singen an. Robert blickte finster vor sich hin und malträtierte in unbarmherziger Weise seinen Vollbart. Plötzlich winkte er dem Kellner, bezahlte und gab der jungen Frau kurz das Zeichen zum Aufbruch. Während sie mitsammen durch die Straßen schritten, sagte Robert: „Ich will den Schluß Deiner Geschichte nicht erfahren . . . hörst Du wohl? . . . Unter allen Umständen erscheint mir die Art, wie Du den Brief beantwortet hast, geradezu unbegreiflich . . . Gewiß verrät dieser Brief ein überspanntes Wesen, aber durch den Schwulst blickt echte

Empfindung hervor . . . Ich habe vollkommen den Eindruck, daß der Lehrer, als er diese Zeilen schrieb, ernstlich entschlossen war, gegebenen Falls sich wirklich das Leben zu nehmen . . . Deine Antwort, daß er nach Belieben springen möge, erscheint mir — verzeih — höchst unzart und leichtsinnig . . . Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir der Gedanke besonders anheimelnd ist, daß heute Nacht ein von Dir vielleicht in den Tod getriebener Schulmeister mit uns der Dritte im Bunde sein wird . . . Ich leide nicht an Gespensterfurcht, allein gar so nüchtern denk ich nicht, daß der letzte Fluch eines Selbstmörders mich gleichgültig ließe, wenn dieser Fluch mir gilt, meiner Frau und meiner Nachkommenschaft . . . Das ist eine böse Geschichte, eine sehr böse Geschichte . . . Es erscheint mir unverzeihlich, einem Menschen, mag er noch so lächerlich sein, auf einen verzweiflungsvollen Ausbruch echter Leidenschaft so kühl und frivol zu antworten."

Laut, überlaut hatte Robert die letzten Worte gesprochen. Die junge Frau klammerte sich fester an seinen Arm. „Was aber hätte ich ihm antworten sollen?" hauchte sie.

„Keinesfalls durftest Du das Äußerste geschehen lassen," fuhr Robert milderen Tones fort. „Um jeden Preis mußtest Du es verhindern."

„Um jeden Preis?“ entgegnete Hedwig. Er aber achtete ihrer Worte nicht und erging sich unablässig in Vorwürfen und in Klagen über den unheimlichen Schatten, der jetzt ihr junges Glück verdüstere.

In ihrem Hotelzimmer angekommen und schweigend einander gegenübersitzend, sahen die jungen Leute recht unglücklich aus. Endlich nahm Hedwig das Wort:

„Ich kann Dir den Schluß der Geschichte doch nicht ersparen. Sieh, Robert, nachdem der kleine Bote lachend davon gerannt war, da sagte ich mir ungefähr dasselbe, was Du mir jetzt gesagt hast. Nur sagte ich es mir leise, nicht so heftig wie Du — auf der Straße. Und sieh, Robert: es klingt vielleicht paradox, aber ich glaube, wir werden einander immer viel besser verstehen, wenn wir nicht so laut miteinander sprechen, wie Du mit mir gesprochen hast — auf der Straße.“

„Gut denn, ich will möglichst ruhig sprechen. Du fühltest also sofort Reue, nachdem sich der Knabe entfernt hatte. Da war doch wohl genügend Zeit, das Unheil zu verhindern?“

„Ich that, was ich thun konnte. Ich lief dem Jungen nach . . .“

„Ah, das freut mich, das freut mich wirklich!“ rief Robert.

„Allein der Junge war nicht mehr zu sehen. Erst

im Dorfe, um eine Ecke biegend, erblick ich ihn schon in der nächsten Nähe des Schulhauses. Ich rufe, er hört mich nicht. Endlich wendet er sich um, ich winke, er kommt zurück."

„Nun, Gott sei Dank!" stieß Robert heraus.

„Ich pack ihn am Arme und sag ihm: ‚Er soll nicht springen, hörst Du wohl, Junge? Sag dem Herrn Fiedler, daß er nicht springen soll! Oder nein, sag ihm gar nichts. Komm!' — Und ich zerre den Knaben mit zum Kaufmann, lasse mir einen Bleistift geben, Papier und einen Briefumschlag und schreibe: ‚Elf Uhr im Gartenhaus!'"

Roberts Brauen zogen sich zusammen, während Hedwig fortfuhr:

„Du sagtest ja vorhin selbst, daß ich das Unglück verhindern mußte — um jeden Preis. Also selbst auf die Gefahr hin, in den Mund der Leute zu kommen. Übrigens eine geringe Gefahr in jener Einöde."

„Es gab also ein regelrechtes nächtliches Stelldichein?"

„Ja, alles verlief vollkommen programmgemäß. Luna träufelte wirklich ihr Silberlicht auf die Fluren hernieder, ich schlich wirklich um 11 Uhr aus meinem Schlafzimmer in den Garten, und in dem Gartenhause saß wirklich bereits prompt mein lieber Eduard."

Die Erzählerin hielt inne.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte der angehende Ehemann, „so hast Du diese jedenfalls recht interessanten Mitteilungen vorhin in der Bierhalle mit den Worten eingeleitet, es müsse etwas in Ordnung gebracht werden zwischen uns beiden. Dein Gewissen mahne Dich zu einem Bekenntnisse. Diese Einleitung und der tolle Brief des Lehrers ließen mich natürlich vermuten, daß es sich um eine Art von Blutschuld handle. Wenn nun aber Dein Verehrer nicht vom Turme gesprungen ist, dann kann wohl nur jene nächtliche Zusammenkunft Gegenstand des Geständnisses sein, zu welchem Dich Dein Gewissen trieb. Da scheint es jedenfalls unerläßlich, daß ich alles ganz genau erfahre, was sich damals im Gartenhause ereignet hat.“

„Du sollst die blanke Wahrheit hören und die ganze Wahrheit. Er hat mich damals geküßt, unzähligemale geküßt . . .“

„Und umarmt ohne Zweifel?“

„Natürlich, auch umarmt, sogar sehr heftig umarmt. Ich konnte das nicht verhindern. Oder hätte ich etwa um Hilfe rufen sollen? Mein Vergnügen bei der ganzen Sache war wirklich ein geringes. Noch anderen Tags thaten mir die Rippen weh infolge dieser kräftigen Umarmungen.“

„Und wie lang beiläufig hat diese zarte Unterhaltung gedauert?“

„Eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde. Es kann aber auch eine ganze Stunde gewesen sein.“

„Und auch Du hast ihn geküßt?“

„Das weiß ich nicht mehr genau, oder um wirklich die ganze Wahrheit zu sagen: Ja! Ja, ich habe ihn geküßt, um ihn zu beruhigen. Und das gelang mir vollkommen. Er mußte mir schwören, sich die Selbstmordgedanken ein für allemal aus dem Kopfe zu schlagen und sich ruhig mit der Unerfüllbarkeit seiner Wünsche abzufinden, soweit dabei ich selbst in Frage stand. Ferner mußte er mir schwören, die Müllersleute zu besuchen und den guten Kern in der schlichten Erscheinung der blassen Eva kennen zu lernen. Und er hat diese Schwüre gehalten, er hat die Müllerstochter geheiratet und die beiden leben sehr glücklich zusammen.“

Robert schritt im Zimmer auf und nieder und räusperte sich. „Das ist die ganze Wahrheit?“ fragte er. „Außer den Küssen, den Umarmungen und den Eidschwüren des Lehrers hat sich nichts zugetragen in jener Gartenlaube?“

„Nichts!“ antwortete Hedwig.

„Wirklich und wahrhaftig nichts?“

„Nichts!“ wiederholte sie, indem sie ihn mit demselben gutmütigen, treuherzigen Ausdruck ansah, der ihm zu Beginn ihrer Bekenntnisse neu und rührend gewesen war. „Nichts, Robert, so wahr ich in dieser Stunde wünsche, daß wir beide mit einander glücklich bleiben mögen.“ —

Und dann ihren Koffer öffnend, fügte sie leichteren Tones hinzu: „Ich glaube, Du hast noch nicht einmal die Glückwunschbriefe gelesen, die ich bekommen habe. Es ist auch ein Brief Fiedlers dabei.“

Lächelnd laß Robert diesen Brief. Es war ein wunderschöner Glückwunsch. In dem farbigen Randbilde schüttete ein Genius Blumen aus einem Füllhorn. In einer schwungvollen Begrüßung des neuvermählten Paares, auf welches er den Segen des Himmels herabflehte mit Inbegriff der Nachkommenschaft bis in die fernste Zukunft hatte Eduard Fiedler den freundlichen Gedanken dieses Randbildchens weitläufig ausgesponnen.

„Man mag ja,“ sagte Robert, indem er das Blatt beiseite legte, „über den Wert von Fluch und Segen in einem solchen Falle denken, wie man will, — mir ist es jedenfalls weit angenehmer, gesegnet als verflucht zu werden von diesem fürchterlichen Eduard!“

Gedichte.

Politische Gedichte.

Schielen und Schauen.

Stoß an, du blasser Junge!
Das Banner ist entrollt,
Hoch wehe das heil'ge Banner,
Das Banner schwarz-rot-gold.

Drauf er: Ich bin ein Deutscher!
Doch trink ich nicht mit euch,
Dieweil ihr schielt hinüber,
Ins große deutsche Reich!

Ich thät mich zu ihm setzen
Und lacht' ihm ins Gesicht:
Mein Freund, du thust mich dauern,
Du bist ein armer Wicht!

Ei, glaubt doch nicht das Märlein
Von uns'rer Schielerei,
Wir schielen nicht, wir schauen
Hinüber frank und frei.

Wir schauen frei und offen,
Wir schauen unverwandt,
Wir schauen froh hinüber
Ins deutsche Vaterland.

Drum stoße an, mein Junge,
Das Banner ist entrollt,
Hoch weh' das heil'ge Banner,
Das Banner schwarz-rot-gold!

Unser Schwur.

Obgleich sie manchen fingen,
Mit dreißig Silberlingen,
Daß er ein Judas sei,
Bei uns soll's nicht gelingen
Mit Netzen und mit Schlingen,
Wir stehen fest und treu!

Obgleich sie manchen zwangen
Mit Schrauben und mit Zangen
Daß er sich beugen läßt,
Bei uns soll's nicht verfangen,
Wir stehen sonder Bangen,
Wir stehen treu und fest!

Germania, du Hehre!
Zu dir mit blanker Wehre
Steh'n froh wir allerwärts,
Wenn's alles Gold auch wäre,
Nicht feil ist uns die Ehre,
Nicht feil das deutsche Herz.

Die Ziele sind die gleichen,
Die Zwietracht soll entweichen,
Das ist der schlimmste Feind!
Wir wollen steh'n wie Eichen
Um unser Bundeszeichen,
In deutscher Treu' vereint.

Das Lecher-Lied.

Neun Uhr abends hat's geschlagen,
Als der Kämpfer ohne Zagen
Seine große That begann —
Anfangs nur als leiser Sprecher
Führt das Wort der Doktor Lecher*) —
Heil dem braven deutschen Mann!

Was nur leise ward begonnen,
Hat gar bald an Kraft gewonnen,
Ward ein lauter, heller Speech —
Doktor Lecher, der spricht weiter,
Wütend blickt der Sitzungsleiter
Ritter Abrahamowicz!

Und kein Ende nimmt dies Sprechen,
Und die Polen und die Tschechen,
Die erstaunen ringsherum —
Wolf, der trommelt als Begleiter,
Doktor Lecher, der spricht weiter
Übers Provisorium.

Als der Pole sich verkrochen,
Den er in den Grund gesprochen,
Kam der and're Präsident,
Doktor Kramarz, zornig schreit er,
Doktor Lecher, der spricht weiter,
Ist noch lange nicht zu End'!

---

*) Der Abgeordnete Dr. Lecher hielt im Oktober 1897 im Österreichischen Reichsrat, um eine Vergewaltigung der deutschen Minderheit zu verhindern, eine Rede von zwölfstündiger Dauer.

Längst entschwand die Geisterstunde,
Doch aus Doktor Lechers Munde
Quoll noch frisch die Redeflut,
Immer stärker, immer breiter —
Doktor Lecher, der spricht weiter,
Unverzagt und frohgemut!

Bei des neuen Tages Scheine
Spricht er bis dreiviertel Neune,
Nicht ermattend im Gefecht —
Doktor Lecher, der spricht weiter,
Heil dem nimmermüden Streiter
Für das gute deutsche Recht!

Unsern Untergang ersehnen
Tschechen, Polen und Slovenen —
Feinde hier und Feinde dort.
Doch der Deutsche, der spricht weiter —
Siegessicher, ruhig-heiter —
Er behält das letzte Wort!

Schärfere und schärfste Tonart.

Kann's nimmer sich mit Thaten decken,
Verliert das schärfste Wort den Schrecken,
Es reicht für uns'rer Thaten Flug
Die „schärf're Tonart" weit genug!

Schönerer in Eger.

Was von dem Manne gilt, den hier der Mord
Ein stolzes Streben blutig ließ bezahlen —
In Wahrheit gilt's von Dir: das Dichterwort —
„Nacht muß es sein, wo Deine Sterne strahlen!"

Österreichischer Karnevalskalender.

Zum neuen Jahre schickt ein edler Spender
Mir einen buntbemalten Wandkalender,
Auf welchem als gelungenes Tableau
Einander Östreich=Ungarns Völker froh
Die Hände schütteln, brüderlich und innig.
Das find' ich wirklich ungeheuer sinnig!
Da sieht man erstens einen Wenzeslaus,
Der nimmt — gemalt — sich sehr gemütlich aus,
Thut keinem was zu Leid — auf dem Papier —
Gereicht vielmehr dem Gruppenbild zur Zier.
Dem Wenzel reicht — das stimmt beiläufig wohl —
Ein Biedermann, gebürtig aus Tirol,
Die Hand. Daneben spreizt sich ein Rumäne,
Und weiterhin verträgt sich der Ruthene —
Auf dem Papiere — mit dem Polen gar,
Und an den Sachsen schmiegt sich der Magyar,
Der Italiener spürt ein starkes Sehnen,
Ans Herz zu drücken freudig den Slovenen,
Und den Kroaten sieht man einen Serben
(Was selten vorkommt) minniglich umwerben.
Als Lückenbüßer zeigt sich ein Slowak
Und ein noch unverdauter Bosniak.
Hier find't man sie als trautvereinte Gruppe
In wirkungsvollen Nationalkostümen,
Die, wo es not thut, selbst den Schmutz verblümen,
In Röcken reich beknöpft und reich verschnürt.
Das Beinkleid aber, welches jeden ziert,
Ist viel zu enge oder viel zu weit,
Je nach der edlen Volksbesonderheit. — —

Von Östreich-Ungarns Völkerstreit umflutet,
Fühl' ich mich eigentümlich angemutet
Von dieser wirklich kolossalen Änd'rung,
Hervorgebracht bloß durch Verwandkalend'rung
Der sonst einander feindlichen Nationen,
Die auf dem Bild versöhnt beisammen wohnen.
Wenn meine Blicke prüfend überschauen
Das Kampfgewühl der Wirklichkeit, der rauhen,
Und dann zurück zum Wandkalender kehren,
Kann ich mich des Gedankens nicht erwehren,
Daß diese kostümierte Kumpanei —
Ein ziemlich fauler Faschings-Zauber sei.

Trost.

Schier dreißig Jahr — seit Neunundsechzig —
Sitz' ich im gold'nen Prag und ächz' ich:
„Das Deutschtum schwindet ringsumher,
Der Horizont wird immer trüber!“ —
Da ruft's von Oben her: „Mein Lieber,
Du nimmst die Sache doch zu schwer.
Laß sie nur höhnen, laß sie hassen,
Gott wird die Deutschen nicht verlassen,
Er ließ schon mancherlei gescheh'n,
Worüber man seit Neunundsechzig
Als Deutscher freuen kann mit Recht sich —
Von Kiautschau ganz abgeseh'n!“ —

Die österreichischen Offiziösen.

Belohnend euch mit reichem Sold
Kann man sich darauf stützen,
Daß auch die Sonne rings ihr Gold
Ausstreut in alle Pfützen.

Der falsche Nepomuk.*)

Die Welt ist jetzt sehr unsolid,
Der Schwindel blüht, wohin man sieht.
Man fälscht gewissenlos die Ware,
Man fälscht die Zähne, fälscht die Haare,
Man fälscht den Wein, man fälscht den Schmuck,
Man fälscht sogar den Nepomuk,
Wie uns ein frommes Tschechenblatt
Unlängst voll Zorn berichtet hat.
In Schichowitz ein altes Weib
War schon verdorrt an Seel' und Leib.
Acht Jahre sind's beiläufig jetzt,
Seit immer sie drei Nummern setzt
Voll Hoffnung in die Lotterie,
Doch diese Nummern kommen nie;
Obgleich das Weib stets im Gebet
Zum Nepomuk inbrünstig fleht,
Daß endlich er doch gnadenvoll
Das „Terno" kommen lassen soll.
Und vor der Ziehung allemal
Bedeckt mit Küssen ohne Zahl

*) „Schon vor Jahren haben wir auf den Unfug hingewiesen, der von einigen lithographischen Anstalten in Prag und anderwärts getrieben wird, indem sie Heiligenbildchen mit den Porträts lebender Juden und Jüdinnen in den Handel bringen. Nun berichtet darüber Neuestens ein Mitarbeiter des „Cesky Kray," daß er in Schichowitz einen Hausierer mit Heiligenbildchen traf, auf denen der Korrespondent die vom Heiligenschein umgebenen Gesichter von etwa zwölf ihm bekannten Juden und Jüdinnen entdeckte, darunter die Physiognomie eines jüdischen Fabrikanten in Strakonitz . . ." („Katolické Listy", 1898.)

Das Bild sie, dieses Gottesmannes,
Den buntpapierenen Johannes.
Umsonst! Verlorene Liebesmüh!
Denn die drei Nummern kommen nie.
Das alte Weib erkennt mit Schrecken:
Da muß etwas dahinter stecken!
Und richtig! Einst bemerkt' ihr Vetter
Das Bild und rief: „Ei Donnerwetter,
Das ist ja gar kein Nepomuk,
Und wenn ich ihn genau beguck',
So ist das — Himmel, Hagel, Blitz! —
Der Moses Kohn aus Strakonitz!" —
Jetzt freilich wird es sonnenklar,
Was früher unbegreiflich war.
Da — freilich! — kann kein Beten frommen,
Da kann ein Terno niemals kommen!

Das Prager Hus-Denkmal.

Eine sehr kurze Komödie.

Der Alttscheche
Der Jungtscheche
Der deutsche Klerikale.

Alttscheche.

Wenn wir dem Hus ein Denkmal setzen,
Wo jeder es bemerken kann,
Da werden wir gewiß verletzen
Hier diesen schwarzen Biedermann.
Doch kenn' ich eine traute Ecke,
Ein stilles Plätzchen nett und fein;
Daß man den Hus dorthin verstecke —
Das wird die beste Lösung sein!

Jungtscheche.

Im Gegenteil! Wir müssen zeigen
Der ganzen Stadt, dem ganzen Land,
Welch' ein Charakter uns war eigen,
Auch wenn derselbe längst verbrannt.
Drum bleiben wir beim Rathausplatze,
Daß jedermann sofort erkennt:
Hier hebt der Löwe seine Tatze,
Auch wenn er sich dabei verbrennt!

Der deutsche Klerikale.

Geliebte Freunde, laßt das Zanken!
Mir ist das wirklich einerlei! —
Wenn ich ertrage ohne Wanken
Die wilde Tschechisiererei —
Wenn mir's egal, ob man die Söhne
Des deutschen Volks im goldnen Prag
Mißhandle blutig und verhöhne,
Wie dies zu lesen Tag für Tag —
Dann wird mein klerikaler Magen,
Darin schon viele Steine sind,
Auch diesen Hus von Stein ertragen! —
Das macht der Lieb' noch lang kein Kind!

(Alle drei fallen einander gerührt in die Arme.
Der Vorhang fällt.)

Das Bismarckdenkmal-Verbot in Eger.

Unergründlich sind die Frauenseelen,
Niemand weiß genau, was sie verhehlen.
Immer wieder muß der Mensch erstaunen
Über ihre wechselvollen Launen.

Aber noch bedeutend rätselhafter,
Tiefer noch als hunderttausend Klafter,

Unergründlich tief sind die Gemüter
Mancher Sicherheits- und Ordnungshüter.

Dunkel vollends wie ein Schornsteinfeger
Scheint das neue Amtsverbot in Eger:
Jener Ukas, daß die Stadt mit nichten
Sich ein Bismarck-Denkmal darf errichten.

Ja, man sieht es, überall und immer
Gleicht die Polizei dem Frauenzimmer:
Launisch weilt sie, wo man gern vermißt sie;
Braucht man sie — dann nicht vorhanden ist sie.

Wallenstein zum Beispiel, wie wir wissen,
Ward in Eger jäh der Welt entrissen.
Als ihn dort erstochen kalten Bluts man —
Ei, wo war denn damals nur der Schutzmann?

Damals ließ der Schutzmann sich nicht sehen,
So nur konnte das Malheur geschehen.
Diesmal aber ist der Schutzmann prompter,
Wenn man ihn nicht brauchen kann, — dann kommt er!

Nun, dem Bismarck kann's ja einerlei sein,
Und in Eger wird man stets so frei sein,
Unsern großen Bismarck zu verehren,
Dieses kann kein Schutzmann uns verwehren.

Führt das Schicksal uns ins Land der Neger
Oder bis zum Nordpol — wir aus Eger —
(Ich gehör' dazu) so lang wir leben,
Unserm Bismarck bleiben wir ergeben!

Der kleine Tscheche in der Westentasche.

Wohlgefügter Reime Klang
Mildert jeden Sprachenzwang.
Zähl' bis fünf, das ist sehr nett:
Jeden, dva, tri, ctyri, pet,
Zähl' nur fort, Du bringst es schon
Noch zur Viertelmillion,
Setz' sodann als Erben ein
Unsern Tschechen-Schulverein,
Stirb dann gütigst auf der Stell',
Und man lobt Dich wie den Schnell.*)
Wären alle Deutschen so —
Wär' ein jeder comme il faut!

Slon, das ist der Elefant,
Slunce Sonne — zeme Land,
A tak dále — und so fort,
Memoriere jedes Wort —
Ganz besonders präg' Dir ein:
Mrcha, Aas — und prase, Schwein,
In der Mehrzahl prasata,
Zatracená holota —
Dieses hört der Mensch zumeist,
Wenn er quer durch Böhmen reist.
Ferner hört man jede Weil'
Nennen einen Körperteil —
Aber den verrat ich nicht,
Weil es mir an Mut gebricht.

---

*) Ein pensionierter Beamter in Prag, der jüngsthin den tschechischen Schulverein zum Erben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt.

Das Pronomen Mein und Dein
Stellt sich oft verwechselt ein,
So wird auch Deutschböhmerland
Nur als tschechisch anerkannt.

Hlava, Kopf und sláma, Stroh,
Pták, der Vogel — blecha, Floh,
Zába, Frosch und misto, Platz,
Kase, Brei und kocka, Katz,
Wie die Katze um den Brei
Wand'le nicht, o Volkspartei.

Hrom, der Donner — blesk, der Blitz,
Strikadlo, die Wasserspritz',
Krokodil — das Krokodil,
Das den Michel fressen will.

Krk, der Hals, an den's uns geht,
Wenn der Wind aus Tschaslau weht,
Pozor, pozor, aufgeschaut —
Michel, wehr' Dich Deiner Haut!
Odpor heißt der Widerstand
Ringsumher im ganzen Land —
Wär' schon richtig, wenn er wär'
Vetsi, größer — vice, mehr!

Zur Lösung der Sprachenfrage.

Daß der Tschech' im dunklen Triebe
Sich des rechten Weg's bewußt,
Wenn auf Michels Kopf er Hiebe
Prasseln läßt mit wilder Lust —

Das beweist der Fall des Schweden
Larson (siehe den Bericht),*)
Der jetzt zwar nicht schwedisch reden —
Kann, — doch fließend englisch spricht.

Oft erscheint es roh, ja tierisch,
Was der Tschech' dem Michel thut,
Doch im Grund verfährt „empirisch"
Zwar der Tschech', — doch meint er's gut.

Wenn nur jetzt die Fachgelehrten
Die genaue Theorie
Fänden, um sie zu verwerten,
Zu erfahren bald durch sie:

Wie viel Unzen — was für Unzen
Man aus dem Gehirn entfernt,
Daß man hottentottisch grunzen
Oder tschechisch sprechen lernt.

Michel, magst Du auch darüber
Büßen Deine Sprache ein —
Wirst Du doch sofort, mein Lieber,
Überreich entschädigt sein!

---

*) Die spiritistische Zeitschrift „Psychische Studien" entnimmt dem „Philosophical Journal" Folgendes: „Ein Schwede Namens Larson, der in einer Schiffswerft zu New-York arbeitete, wurde von einem fallenden Block schwer getroffen; sein Schädel wurde gespalten. Beim Herausnehmen der Splitter wurden ungefähr zwei Unzen des Gehirns zerstört. Als Larson zu sich kam, begann der Kranke zuerst unartikulierte Laute auszustoßen, aus den unartikulierten Lauten wurde dann — ein fließendes, gewandtes und gebildetes Englisch, während er, der Schwede, vor dem Unfalle darin ein rechter Stümper gewesen war. Dafür hatte der Unglückliche aber seine schwedische Muttersprache total verloren."

Eljen Wenzel!

Wenn an des Franzmanns edler Brust
Der Wenzel ruht in süßer Lust,*)
Dann ist dies immer beiderseits
Ein tête-a-tête von höchstem Reiz.
Der Wenzel lacht, und der Franzos'
Ist vor Vergnügen fassungslos.

„Du herziges Zigeunerlein",
Stöhnt der Franzos', „jetzt bist Du mein,
Du Arpad-Enkel aus Jitschin,
Ich liebe Dich, ich bin ganz hin,
Wenn ich in Deine Augen schau,
Du Pußta-Sohn aus Jungbunzlau.

Du nährst Dich nur von Paprika
Aus Debreczin in Afrika,
Erfreust das Herz durch Geigenspiel,
Als lustger Musikant am Nil.
Tokaier-Wein aus Rokitzan —
Bei Gott, das ist kein leerer Wahn!

Wenn Nasenspitz' an Nasenspitz'
Du Csikos aus Horaschdjowitz,
Mit Dir ich bin im Mondenschein,

---

*) „Bekanntlich wurden die Prager Sokols, als sie in Frankreich die tschecho-gallische Verbrüderung inaugurierten, von dem stets begeisterten französischen Straßenpublikum mit lauten Eljen-Rufen begrüßt. Beharrlich verwechseln die Franzosen auch heute noch ihre tschechischen Freunde mit den Magyaren und Zigeunern." (Bohemia.)

Da muß ich immer Eljen schrei'n.
Du bist und bleibst der Kern-Magyar,
Den die Libuscha stolz gebar!" —

Die graue Globus-Theorie,
Die merkt sich der Franzose nie.
Der Tschech, der macht sich garnichts draus:
Er bleibt ja doch der Wenzeslaus,
Und daß er dessen sich bewußt,
Das raubt ihm keiner aus der Brust.

Georg Brandes in Pest.

„Ich lieb' die deutsche Sprache nicht,
Die man auch hier nicht gerne spricht,
Doch dient sie" — sprach der eitle Geck —
„Uns hier als Mittel nur zum Zweck.

Die Hauptsach' ist, daß, was ich red',
Ein jeder ganz genau versteht.
Die Hauptsach' ist für mich, daß bar
Und blank ich krieg' mein Honorar.
Die Hauptsach' aber ist für Sie,
Daß Sie bewundern mein Genie!"

O Michel, sei kein dummer Tropf,
Bind' Dir ins Sacktuch einen Knopf,
Und triffst Du diesen eitlen Gauch,
Fall nicht vor Rührung auf den Bauch;
Kehr ihm vielmehr in stolzer Ruh',
Daß er d'rauf steig', den Rücken zu!

Die Dreibund-Gegner in Österreich.

Immer wieder dem zornigen Hündchen gleich,
Das auf akustischem Wege den Weltenlauf
Seinem Willen gemäß verändern
Will und beharrlich den klaren, leuchtenden
Vollmond anbellt —

Also stemmt sich der thörichte Übermut,
Der für die strafende Peitsche schon reif erscheint,
Stemmt sich gegen den Gang der Dinge,
Fürchterlich kläffend, die neuhussitische
Dreibundfeindschaft.

Doch die leuchtende Luna geniert es nicht —
Nicht im geringsten geniert es den Weltenlauf,
Wenn gewaltig sich — sei's auf Zweien,
Oder auf doppelt so vielen Füßen ein
Maulheld breit macht!

Deutschösterreichische Fraktionskämpfe.

Die „Volklichen“ geführt von Prade —
Die „Völkischen“ von Wolf geführt,
Verhau'n einander ohne Gnade,
Die Trommel wird ringsum gerührt.
Und: „Nieder mit den Liberalen!“
Tönt zwischendrunter frohgemut
Das Feldgeschrei der Radikalen —
Kampf bis aufs Messer, bis aufs Blut!

Wenn in der deutschen Männer Runde
Hei, Hieb auf Hieb herniedersaust,
Lacht sich der Tschech im Hintergrunde
Und der Slovene in die Faust.

In ihren Blättern liest man täglich:
„Hier offenbart sich's männiglich:
Die Deutschen, die sind unverträglich —
Die Slaven, die vertragen sich!“

O Deutsche, seid davon durchdrungen,
Daß Schiller zwar ganz richtig sang,
Dem sei der schönste Sieg gelungen,
Dem Helden, der sich selbst bezwang —
Daß aber ganz gewiß der Dichter
In diesem Sinn es nicht gemeint,
Daß als sein eigener Vernichter
Der Deutsche sei des Deutschen Feind!

Lueger Pascha.

Du sollst dem Gegner, der Dir widerspricht,
Nicht ungestüme, rauhe Worte sagen —
O nein — den Wiener Bürgermeister fragen
Sollst Du, was dann in solchem Falle Pflicht.
Sieh — wer in Wien den Bürgermeister nicht
Gehorcht, den läßt er packen rasch beim Kragen,
Und läßt ihn einfach aus dem Saale tragen
Und mürbe drücken, bis der Starrsinn bricht.
Den stärksten Widerstand bringt leicht ins Wanken,
Wer sich die Regel ins Gedächtnis prägt:
„Das Beste ist — statt viel herumzuzanken —
Wenn man den Gegner aus dem Saale trägt,
Und wenn man ihm die Widerspruchsgedanken
Bereits im Keime — aus dem Kopfe schlägt!“

Die katholische Volkspartei und die Tschechen.

Mit Marjanka, seiner Taube,
Saß der Römling, wie ich glaube,
Oft genug schon in der Laube, — —
Unter irgendwelche Haube
Brächt' er jetzt sie gar so gern.

Und zum Michel seine Schritte
Lenkt er jetzt: — Mein Freund, ich bitte,
Nimm zum Weib sie, wie es Sitte,
Und ich sei im Bund der Dritte,
Wie es heutzutag modern.

Doch der Michel sagt: Ich meine:
(Nimm's nicht krumm) daß diese Deine
Sonst recht gut gebaute Kleine
Doch bereits zu rund erscheine,
Ungemein bedenklich rund.

Sie zu frei'n wär' unpolitisch,
Denn der Fall bleibt immer kritisch,
Wenn der eine Teil hussitisch
Und der and're jesuitisch —
Und der Storch im Hintergrund!

„Quinque Coronae."

Eine neue Verständigungsbrücke
Über den großen Teich,
Das sind die Fünfkronenstücke,
Die neuen in Österreich.

Um das Slaven-Gemüt zu schonen,
Das kein deutsches Wort verträgt,
Wurden die Worte „Fünf Kronen"
Lateinisch darauf geprägt.
Wenn die Wiener Herren am Ruder
Fertig mit ihrem Latein —
Dann wird das Latein ein guter,
Rettender Ausweg sein.
Die brennendste aller Fragen
Betrifft bekanntlich das Zde;
„Hic!" werden die Tschechen gern sagen,
Lateinisch thut's ja nicht weh.
Und im Reichsrat vor allen Dingen —
„Sie Hund!" — „Sie Esel!" — „Sie Schwein!"
Das wird viel nobler klingen
Im klassisch schönen Latein!

Neuestes aus Reuß ä. L.

Reuß-Greiz kennt durchaus kein Erbarmen,
In seiner Brust wohnt stolze Ruh'.
So sieht es mit verschränkten Armen
Dem Ostmark-Völkerstreite zu.*)
„Wir garantieren allen Staaten" —
So spricht Reuß-Greiz — „Integrität;
Reuß darf nicht in Konflikt geraten,
Wenn alles in Konflikt gerät.
Ein Weltenbrand vielleicht entstünde,
Wenn Reuß intervenieren wollt!" —
Mir ist, o Reuß, als ob die Hände
Man auf den Mund dir legen sollt'!

*) „Reuß ältere Linie verbot die Gründung einer Zweiggruppe des alldeutschen Bundes, weil der Kampf für das Deutschtum in Österreich einer Verletzung der Integrität und Selbständigkeit des verbündeten österreichischen Staates gleich zu erachten sei." (1899.)

Ein Glückwunsch-Besuch.

1899.

Ich.

Freund Heine, zum hundertsten Wiegenfest
Mein Gruß Dir entgegenfliege.
Bleib froh und gesund in dem wohligen Nest,
In der prächtigen Jenseitswiege.

Er.

Ich dank' Dir, gelehriger Papagei.
Gar viele giebt's Deines Gleichen,
Ihr plappert nach meiner Melodei
Und glaubt, Ihr könnt mich erreichen.

Ich.

Das liegt mir ferne. Wie Du zu sein,
Dies wünschen, wär' unverständig.
Denn soll ich als Toter unsterblich sein,
Da bleib' ich doch lieber lebendig.

Er.

Du imitierst mich — es thut mir leid —
Schon wieder. Ich wär' Dir verbunden,
Wenn Du mir thätest im Ernste Bescheid,
Wie's Euch jetzt geht dort unten?

Ich.

Auf Erden geht alles den alten Gang,
Doch Deutschland, das einst so zerstückelt
Und stumpfsinn=beherrscht war — nun Gott sei Dank —
Es hat sich recht nett entwickelt.

Er.

Und der Fortschritt der Menschheit?

Ich.

Der hält sich brav,
Darüber ist nicht zu klagen,
Erfunden wurde der Phonograph

Und der selbst sich bewegende Wagen.
Schon telegraphieren wir ohne Draht
Und leuchten mit Röntgen'schen Strahlen
Und reiten einher auf dem rollenden Rad,
Das ist kein Flunkern und Prahlen.
Die Luftschiffreise zum nördlichen Pol
Und im Haag der ewige Frieden,
Fast wär' uns bereits das eine sowohl
Als das and're gewesen beschieden.

Er.

Und sag' mal, was macht denn der Atta Troll?
Gedenkt er noch manchmal meiner?

Ich.

Er ist noch immer charaktervoll
Und riecht noch immer nicht feiner.
Und daß Du ein Denkmal ihm hast gesetzt,
Das hat seinen Groll noch gesteigert.
Er rächt sich, indem er Dir selber jetzt,
O Heine, ein Denkmal verweigert!

Er.

Was thut's? Versagt auch der Bär mir den Kranz,
So ist doch in fernen Landen
Unter'm tiefblauen Himmel Griechenlands
Ein Denkmal mir erstanden.
Das ließ eine hohe Frau ersteh'n,
Eine Kaiserkronengeschmückte.
Ihr Herzblut verrann, und in reinen Höh'n
Weilt jetzt die Weltentrückte.
Befreit von Leid und von Wahn und Schuld,
Zu Füßen ihr laß ich mich nieder
Und singe von edler Frauen Huld
Andere schönere Lieder!

Bertha's Frühlingslied.*)

„Die Welt wird schöner jeden Tag,
Juchheirassa, juchhei!
Was auch die Zeitung melden mag,
Mir ist es einerlei.
Bald ist mit einem Zauberschlag
Der ganze Streit vorbei:
Die Friedenskonferenz im Haag
Beginnt bereits im Mai!

Der Blick, der in die Zukunft schweift,
Sieht eitel Eintracht bloß.
Die Hand, die sonst nach allem greift,
Legt England in den Schooß.
Die Rüstung ab der Russe streift,
Weil er genug schon groß,
Auf Lothringen und Elsaß pfeift
Gemächlich der Franzos' . . . . . .“

Frau Bertha schrieb im Abendrot
Dies Lied. — Da ward gebracht
Ein Telegramm. Schockschwerenot —
Sie liest: (O Niedertracht!)
„Durch Ihre Zeitschrift wird bedroht
„Aufs Ärgste Rußlands Macht,
„Drum traf sie ein Censurverbot
„Soeben um halb Acht! . . . . . .“

---

*) „In Rußland, von wo der Anstoß zur Friedenskonferenz im Haag gekommen ist, wurde die von der Friedenspredigerin Baronin Bertha Suttner herausgegebene Zeitschrift „Die Waffen nieder!“ von der Censur verboten.“ Zeitungsmeldung von 1899.

Frau Bertha sprang empor und schrie,
Ihr Aug' in Thränen schwamm:
„O bitt're Schicksals-Ironie!
„Ich armes Opferlamm!
„Hier meine Frühlings-Poesie —
„Dort dieses Telegramm —
„Und wenn ich dicht' bis morgen früh —
„Das reimt sich nicht zusamm'!"

Wenn die Gyp in der Nacht . . .

Wenn die Gyp in der Nacht man entführt aus Paris,
Wenn die Gyp mit Gewalt in den Wagen man stieß,
Wenn der Gyp einen Mantel man wirft übers Haupt
Und der Unschuld sie nicht, doch der Freiheit beraubt,
Wenn die Gyp in der Not sich zu helfen versteht,
Wenn die Gyp einen Strick aus dem Bettzeug dreht,
Wenn die Gyp sich voll Mut aus dem Fenster schwingt,
Wenn der Gyp mit dem Strick die Flucht gelingt,
Wenn die Gyp durch den Sturz sich ein Bein verstaucht,
Und das and're dann schleunigst zum Klettern gebraucht,
Bis gerettet sie war aus der großen Gefahr —
Wenn die Gyp das erzählt — dann ist's wahr, das ist klar!



Vermischte Gedichte.

Maria.

Seit Himmel ich und Hölle sah zerstieben,
Ist mir von tausend Wundern nur dies Eine —
Ist mir unsterblich von erstorb'nem Scheine
Dein süßes Bild, Maria, noch verblieben.

Dich fleh' ich an, Du Gnadenvolle, Reine,
Du Stern des Meer's, mein Glauben, Hoffen, Lieben,
So oft ich steuerlos und sturmgetrieben
Mein Heil zu finden nimmer schier vermeine.

Des todten Gottes Mutter bliebst Du leben
Schönheitgekrönt in köstlichem Geschmeide,
Und wenn zu Dir sich meine Blicke heben

Dann seh' — als sagtest Du: Wohlan, mein Heide! —
Ein Lächeln ich in Deinem Antlitz schweben. — —
Hilf mir auch heut' von einem schweren Leide!

Der Zauberring.

Mich schirmt ein Ring an meiner Hand,
Ein altertümlich golden Band
Mit einem schlichten, braunen Stein;
Kein Diamant könnt' mir teu'rer sein!

Es bracht zum Ringlein dies Juwel
Aus Weinsberg uns Max Gabriel
Und eine Jungfrau selt'ner Art,
Hat mit dem Gold den Stein gepaart.

Mir gab das himmlisch holde Kind
Den Stein als bräutlich' Angebind,
Daß die Verheißung „Weibertreu"
Mir immerdar das Herz erfreu!

Nun trotz' ich allem Sorgenheer,
Ballt sich die Wolke noch so sehr:
Sie wird alsbald hinweggebannt —
Mich schirmt ein Ring an meiner Hand!

Der Genius.

Jüngst kam mein Genius zu mir.
„Schreib," rief er, „ich diktiere Dir!"
Ich sprach: „Was wird's denn wieder sein?"
Lud ihn nicht mal zum Sitzen ein.
Er aber nimmt gemächlich Platz
Und lacht: „Was soll's denn sein, mein Schatz?
Ein Scherzgeschichtchen, nett und blank,
Ein frischer, anspruchsloser Schwank." —
„Ach, anspruchslos!" sprach ich mit Groll —
„Warum nicht endlich anspruchsvoll?
O Genius, nimm's nicht so leicht,
So wird der Nachruhm nicht erreicht.
Ich schreib' mir fast die Finger krumm
Und finde doch kein Publikum,
Das mir tiefinnerst aufgeregt
Den Lorbeer um die Stirne legt.
Wer kennt mich denn in Temesvar —
In Gibraltar und Zanzibar?
Wer spricht von mir in Reykjavik,
In Neuruppin und Mozambique?
O Genius — und welcher Hahn
Kräht denn nach mir in Teheran?

Vom Geldpunkt, nämlich vom Ertrag
Ich vollends gar nicht reden mag!
O Genius, Du trägst die Schuld.
Mir fehlt's an Fleiß nicht und Geduld.
Mir fehlt auch nicht der Freundeskreis,
Der liebreich mich zu fördern weiß.
Freund Fritz, der einen Vetter hat
Beim Gogelheimer Wochenblatt,
Lobt mich in mancher Recension
Und dennoch hab' ich nichts davon.
Mir fehlt auch nicht der Wagemut
Zu schreiben ganz genau so gut
Wie Goethe, Schiller und Shakespeare.
Daß ich's nicht kann, liegt nur an Dir —
An Dir, daß ich's nicht einmal kann
Wie Gerhard Haupt- und Sudermann . . ."
Bei diesen Worten unterbricht
Mich ernst mein Genius und spricht:
„Leicht pflanzt sich das Kaninchen fort —
Beim Löwen grenzt es schon an Mord,
Sobald er brünstig seiner Braut
Die Pranken um die Flanken haut.
Und ringen muß und kämpfen muß
Der Mensch mit seinem Genius,
Wenn er den höchsten Ruhm erstrebt
Der ihn bis an die Sterne hebt.
So einer wälzt sich in der Nacht
Auf seinem Lager, daß es kracht.
So einer geht bei Tag einher
Geknickt, betäubt und sorgenschwer.
So einer hat es gar nicht gut,
Schier sprengt ihn seine inn're Glut.
Und daß das schwere Werk gelingt,
Gilt keineswegs ganz unbedingt,

Oft wird erzeugt vom Genius
Im Kampf ein mus ridiculus.
Dann hat man sich umsonst geplagt
Und weder Glück noch Ruhm erjagt.
Mit Dir zu ringen liegt mir fern —
Ich hab' Dich wirklich viel zu gern.
Genug, daß Dir manch' Lied gelang,
Das fröhlich der und jener sang,
Und mancher Scherz und mancher Hieb,
Der auf dem Gegner sitzen blieb.
Du sollst mein Freund sein — nicht mein Knecht!"
Ich dachte nach und gab ihm Recht
Und brachte eine Flasche Bier.
Da trank er stillvergnügt mit mir.

Hans Sachsens Tröstung.

Die Fastnacht war herangekommen.
Ein Huhn, dem man sein Brot genommen,
Vermöchte nicht betrübter, traun!
Wie Sachs, der Meister, dreinzuschaun.
Der Rat der Stadt hat ihm befohlen,
Nur Stiefel mög' er fürder sohlen
Und seines Handwerks redlich walten,
Doch alles Reimens sich enthalten,
Er möge keine Bücher schreiben
Und nur bei seinem Leisten bleiben,
Dieweil sein antirömisch' Buch
Zu rügen sei als Friedensbruch.
Die treue Gattin Kunigund
Erbarmt sich seiner im Herzensgrund.
Sie streicht sein Haar in milder Ruh,
Spricht ihm mit weichen Worten zu.
Gleichwohl will ihm das Herz zerspringen,

Er kann den Kummer nicht bezwingen.
Daß seiner Kunst er soll entsagen,
Das kann der Meister nicht ertragen.
Er saß mit seinem Leid allein,
Erloschen war des Tages Schein,
Und plötzlich war sein Aufenthalt
Gerückt in einen grünen Wald.
Da kam einher ein holdes Weib
Mit wohlgeliedmaßiertem Leib.
„Bin Deine Zukunft," rief sie mild.
„Willst Du mich schauen unverhüllt?"
Der Schuster nickt, und niedergleiten
Von ihres Leib's Holdseligkeiten
Die Schleier, und das Fräulein spricht:
„Mein guter Hans, verzage nicht:
Ein langes Leben, reich an Glück
Steht noch vor Dir. Manch Meisterstück,
Manch Lied, gesetzt in edlen, schönen,
Gediegen-ernsten Meistertönen,
Manch Fastnachtspiel und mancher Schwank
Erwirbt Dir Deines Volkes Dank.
Dein Schreiben wächst zur Bücherei,
Bunt durcheinander Korn und Spreu.
Und lange noch bleibst Du verbunden
In Glück und Lieb mit Kunigunden.
Ein treu Gedenken wird bewahren
Die Nachwelt Dir in fernen Jahren,
Wenn ohne Gaul die schwersten Wagen
In toller Hast die Welt durchjagen,
Wenn auf dem Erdball, drahtumspannt,
Blitzschnell man spricht von Land zu Land,
Und wenn in China man wird seh'n
Und bei den Mohren fröhlich weh'n
Ringsum auf neu erschloss'nen Bahnen
Die ruhmbedeckten deutschen Fahnen!"

So sprach das Fräulein lang noch weiter.
Zur Antwort gab Hans Sachs ihr heiter:
„Bist Du's, die mir von Gott beschieden,
Dann, Zukunft, bin ich wohl zufrieden,
Denn wohlgeliedmaßiert bist Du,
Dein Anblick bringt den Schmerz zur Ruh,
Mag, was er will, der Rat beschließen,
Das soll mich künftig nicht verdrießen!"
Da schwand das liebe Frauenbild,
Der Schmerz des Schusters war gestillt,
Und Fröhlichkeit vertrieb den Jammer.
Er saß daheim in seiner Kammer,
Ihm strich das Haar Frau Kunigund,
Da sprang er auf und war gesund
Und rief, sie mög' zum Tanz sich rüsten,
Weil er darnach fühl' ein Gelüsten.
Deß war die Frau gar schnell erbötig,
So gingen sie, der Sorgen ledig
Und ledig allen Ungemachs,
In die Tavern. Dort rief Hans Sachs:
„Ihr züchtig Frau'n und ehrbar'n Herr'n,
„Ich kumm zu Euch in die Tavern,
„Mit Euch zu haben guten Mut,
„Wie man jetzt und zu Fastnacht thut.
„Nehmt auf mich freundlich mit meiner Alten,
„Wir wollen weidlich Fastnacht halten!

Schüttelreime eines Urlaublosen.

Beinah' ein jeder Gaul der Pflicht,
Wie fügsam und wie fromm er sei,
Macht, daß er nicht zusammenbricht,
Vier Wochen sich im Sommer frei.
Wohl jedem, welcher fern von Prag

Sich einen Sommersitz erwählt,
Wo ihm Herr Kohn nicht Tag für Tag
Denselben faulen Witz erzählt!
Wohl dem, der sich zum Aufenthalt
(Der Tschech, daß er ihn hätt', er wollt'
Es gern) erkor den Böhmerwald —
Besonders wenn das Wetter hold!
Wohl dem, der schwärmt für Bier und Kunst
Und sich in München niederläßt,
Wo das Gefühl der Schicksalsgunst
Ihm bald die Augenlider näßt!
Wohl dem auch, der Tirol besucht,
Wo's mächtig ringsum her erschallt,
Weil zornentbrannt der Bischof flucht:
„Daß keiner mir den Scherer halt'!"
Wohl dem, der sich den Hochgenuß
Der Reise in die Schweiz erringt,
Wo man per Bahn sich, statt zu Fuß,
Der „Jungfrau" Gunst bereits erschwingt
Doch während mancher Sommerplan
Sich nur aufs feste Land erstreckt,
Zieht's viele nach dem Ozean,
Wo schmeichlerisch den Strand er leckt,
Und wo der Badegast ins Meer
Im Herrenbad voll Wonne sinkt,
Indes vom Damenbade her
Sein Weib im Glanz der Sonne winkt.
Wär's just nicht seine, die dort prunkt,
Was liegt daran? — Den Prüden sei's
Gesagt, daß ich in diesem Punkt,
Den zwanglos heit'ren Süden preis'!
Dort trennt das schönere Geschecht
Vom starken man im Wasser nicht,
Und wie im Karpfenteich der Hecht
Fährt dort umher manch nasser Wicht,

Daß man an Böcklin's Bilder denkt. —
Doch ach! Im Sehnsuchts-Zuge flieht
Fernhin mein Denken. — Heimgelenkt
Es jetzt im matten Fluge zieht.
Ich kenne keinen, der verstockt
Noch frohnen im Bureau gewollt,
Wenn Berg und Wald im Sommer lockt
Und fern des Meeres Woge rollt.
Manch Sommerreise-Pracht-Plakat
Winkt höhnisch mir, zu beißen an.
Im Hintergrunde pfeift's jetzt grad':
Es pfeift auf mich die Eisenbahn!

Der Traum des Ägypters.

Es war einst im Ägypterland
Ein Mann von wilder Gier entbrannt
Nach Ruhm, nach Ruhm, nach Dauer-Ruhm.
Und in des Gottes Heiligtum
Streckt er sich bäuchlings hin und fleht:
„Osiris, höre mein Gebet —
Der Nachwelt laß' bewahrt mich sein
Nicht nur verschrumpft im Mumienschrein —
Nein, mit des Namens Fortbestand,
In aller Welt genannt, bekannt!"
„Ruhm! Ruhm!" so schnarcht' er, wenn er schlief;
Das war im Traum sein Leitmotiv.
Und wie er einst im Schlummer lag
An einem schwülen Nachmittag,
Erschien ein Kerl mit Sturmgebraus,
Der sah ganz unägyptisch aus.
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Ein roter Mantel — kurz und gut:
Beiläufig wie der Freund des Faust,

So kam der Kerl herangebraust
Und sprach: „Du thust mir wirklich leid,
Du sehnst Dich nach Unsterblichkeit,
Und die verschafft Dir, armer Wicht,
Osiris nicht und Isis nicht.
Ich aber, ich verschaff' sie Dir
Ganz mühelos — avec plaisir.
Vernimm: wenn dieser Traum zerrann,
Und Dir sich löst des Schlafes Bann,
Und wenn der heiße Tag verglüht,
Und rings der Sternenzauber spricht,
Sollst Du zur Tempelstraße geh'n,
Wo still die Riesenbilder steh'n.
Dort an der Tempelstraße links
Harrt Deiner bei der dritten Sphinx
Ein Mädchen, welches Dir verleiht,
Nimmst Du's zum Weib, Unsterblichkeit.
Durch sie gehst Du zur Nachwelt ein
Nicht nur verschrumpft im Mumienschrein,
Nein, mit des Namens Fortbestand,
In aller Welt genannt, gekannt!"
    Da rief der Träumer: „Großer Geist,
Hab Dank, wer Du auch immer seist!"
    Der Traum zerstob. Der Mann erwacht.
Herangezogen kam die Nacht.
Er stürmt hinaus. Sein Antlitz glüht,
Und rings der Sternenzauber sprüht.
Und an der Tempelstraße links
Erblickt er bei der dritten Sphinx
Des Nachbars Tochter hold und fein.
Sie stand, als wär' sie selbst aus Stein.
Und züchtig senkte sie den Blick.
Er rief ihr zu: „Bist Du mein Glück?
Hat Dich der Geist hierher gesandt?

Reich' her den Ruhm — reich' her die Hand,
Laß mich umschlingen Deinen Leib
Und küsse mich und sei mein Weib!" —
Zur Antwort gab sie schlicht und klar:
„Sehr gern, mein lieber Potiphar!"

Das alte Lied.

Belache nicht dies schlichte Lied:
Das Buch, woraus es stammt, ist heilig,
Und aus dem Buch durch's Leben zieht
Dies Lied sich hin vieltausendzeilig. —
Sieh dort: es stieg der Mond empor,
Und er verbarg das stille, blasse
Antlitz im dunklen Wolkenflor:
Jetzt zeugt den Amon der Manasse.

Und wieder war's in einer Nacht —
Ein and'res Bild und doch dasselbe.
Des Mondes Antlitz wieder lacht,
Das stille, halbverhüllte, gelbe.
Der Wohlgeruch von Blütenzweigen
Vermischt sich mit dem Duft von Gras —
Ringsum geheimnisvolles Schweigen:
Der Amon zeugt den Josias.

Vorüber ging die Flucht der Jahre.
Horch! Eine süße Stimme lacht,
Wie Silberklang ging's durch die klare
Und dufterfüllte Zaubernacht.
Und Zelt an Zelt steht in der Runde,
Im Traume reckt sich ein Kameel.
Still, still! Jetzt zeugt im Hintergrunde
Des Josias Sohn den Salathiel.

Dasselbe Bild. Ein Vöglein sang
In milder Nacht. Das war ein Singen,
So wundervoll, so süß und bang,
Als wollt' vor Lust ein Herz zerspringen.
Der Mond verbirgt sein Angesicht,
Müd schließt das Vöglein seinen Schnabel.
In Blütenduft und Dämmerlicht
Zeugt Salathiel den Zorobabel . . . .

Belache nicht dies schlichte Lied:
Das Buch, woraus es stammt, ist heilig,
Und aus dem Buch durchs Leben zieht
Dies Lied sich hin vieltausendzeilig
Und wird zum großen Menschheitssange,
Glaub mir: So lang in Mondenschein
Und Duft ein Vöglein singt, so lange
Wird dieses Lieds kein Ende sein!

Seelenbündnis.

Ich öffne zögernd ihren Brief.
Der kleine Brief, was thut er kund?
Vielleicht nimmt es Mathilde schief,
Daß ich sie lieb aus Herzensgrund?
Vielleicht hat sie mein Fleh'n erhört?
Vielleicht ist all mein Glück zerstört?
Ich seufzte tief,
Bevor mein Blick das Blatt durchlief...
Sie schreibt: „Wir wollen Freunde sein
Wie Goethe und die Frau von Stein!"

Da ruf ich jubelnd: Frisch voran,
Dem Glück will ich entgegenzieh'n!
Im Flug trägt mich die Pferdebahn

Zu meiner Göttin Tempel hin.
Komm an mein Herz, du süßes Glück!
Ruf ich ihr zu. — Sie weicht zurück
Und staunt mich an:
„Wie könnt Ihr mir so stürmisch nahn?
Wir wollen doch nur Freunde sein
Wie Goethe und die Frau von Stein!

Und nun erzählt sie mir genau,
Was sie gelernt im Pensionat
Vom Seelenbündnis jener Frau
Mit Goethe, dem geheimen Rat,
Wie tadellos und einwandfrei
Der zarte Bund gewesen sei.
Mathilde schau —
Was Du da sagst, ist mir zu blau.
So wird es nicht gewesen sein,
Denn Goethe, der war nicht von Stein!

Da widersprach sie hochgemut.
So ging die Rede hin und her.
An Worten gab es eine Flut,
Ein weites, sturmbewegtes Meer.
Es schwoll die Flut, es wuchs der Zank,
Bis blutig flammend die Sonne sank —
Und kurz und gut:
Dann küßten wir uns in wilder Glut
In dunkler Kammer ganz allein
Wie Goethe und die Frau von Stein.

Fontana di Trevi.

Es singen die Geister im rauschenden Wasser,
Fontana di Trevi.
Sie nehmen Dein Sinnen und Sehnen gefangen
Und führen zurück Dich aus weiter Ferne
Immer wieder ins herrliche Rom,
Wenn Du von diesem Wasser getrunken.
Sie lassen Dich nimmer. Und nimmer entrinnst Du
Dem freundlichen Zauber der Geister im Wasser,
Fontana di Trevi . . . .
So geht die Sage. Mich aber halten
Geister schlimmerer Art im Bann.

Mitternacht war's und die runden Köpfe
Der kettenverknüpften Marmorblöcke
Glänzten im Lichte der säulengetragenen
Beiden Laternen zur Rechten und Linken.
Über dem dunklen Becken des Brunnens
Die Prachtgestalten des steinernen Meergotts,
Seiner Tritonen und seiner Rosse.
Rauschend zwischen den Felsenblöcken
Stürzt hernieder die schimmernde Flut.
Und ein wandelnder Zeitungsverkäufer
Läßt seinen klagenden Ruf ertönen:
„Tribuna!“ — „Tribuna!“ — „Tribuna!“ . . . .

Seltsam fühl' ich mich angeweht,
Heulen hör' ich mein eig'nes Verhängnis,
Daß mich zurück aus dem Lande der Träume
Ruft zum Frohndienst des Zeitungsschreibers
Und zur schnöden Papier-Tribüne.
Nimmer frommt mir ein Abschiedstrunk

Aus dem Brunnen Fontana di Trevi.
Gegenüber die Osteria
Öffnet sich mir, und den Wein von Frascati
Bringt der Padrone herbei. Da kommt
Eine dicke Katze geschlichen,
Springt auf die Bank und setzt sich zu mir,
Schmiegt sich mir an, und aus grünen Augen
Blickt mich ihr fragendes Mitleid an.
Fernher aber heult es verhallend:
„Tribuna!“ — „Tribuna!“ — „Tribuna!“

Columbusfeier.

Glaub' nicht, daß — wenn entfloh'n Dein Geist,
Und wenn Dein Dasein ist verflossen —
Dem Undank Du entronnen sei'st,
Sobald man Dich in Erz gegossen.

Columbus, den doch jeder kennt,
Ist von Granadas wilden Horden
Als erzgegoss'nes Monument
Vor kurzem erst besudelt worden.

„Lump, ohne Dich“ — rief man ihm zu —
„Und ohne Deine Weltentdeckung
Hätt' Spanien heute Glück und Ruh' —
Erspart wär' uns die Niederstreckung.

Und uns're Söhne hätten nicht
Ihr edles Blut für nichts vergossen!“ —
Dann ward das Denkmal hageldicht
Mit Eiern und mit Kot beschossen.

Es wob sich um sein Angesicht
Ein Dotter- und ein Eiweiß-Schleier,
Und den Columbus sah man nicht —
Man sah nur noch — Columbus-Eier.

O Mensch, der Ruhm ist nur ein Traum,
Drum sei Dir wenig dran gelegen!
Das Publikum verdient es kaum,
Daß man sich opfert seinetwegen.

Selbst wer das große Ziel erreicht,
Das viele ihn begeistert feiern —
Als Monument wird er vielleicht
Beworfen einst mit faulen Eiern.

Die Schweizerreise.*)

Herr Jellinek spart seit drei Jahren,
Um einmal in die Schweiz zu fahren,
Denn wiederholt las er bereits,
Wie schön es sei, im See zu plätschern,

---

*) Der „Cesky Vychod“ (Nr. 46 vom 19. November 1898) meldet: „In Prag ist es vom Präsidium des Magistrats übel vermerkt worden, daß viele Beamte allzuhäufig während der Amtsstunden gewisse Nebenräumlichkeiten benutzen und hierdurch die Zeit vergeuden. Es ist demgegenüber verfügt worden, daß fortan in einem besonderen Buche genau in Evidenz gehalten werden soll, wie oft und wie lange jeder Beamte abseits gewesen. Diese Ausweise werden am Monatsschlusse dem Präsidium vorgelegt, und jedem Beamten wird man die abseits zugebrachte Zeit vom Urlaube abrechnen.“

Zu promenieren auf den Gletschern,
Kurzum: zu reisen in die Schweiz.

Er war beim Prager Magistrate
(Lasciat' speranza, voi ch'entrate!)
Als Tintensklave angestellt.
Schier wollt' ihm schon das Herz verbrennen
Die Sehnsucht in die Schweiz zu rennen
Als freigelass'ner Springinsfeld.

Zum Chef ging er mit leisen Schritten,
Um einen Urlaub zu erbitten.
Der fragt zunächst: „Zu welchem Zweck?“
Und dann befiehlt er dem Eunuchen,
Im schwarzen Buch hervorzusuchen
Sofort das Konto Jellinek.

Als man das Buch hereingetragen
Und jenes Konto aufgeschlagen,
Ward's von dem strengen Chef studiert.
Und im Bureau herrscht lange Stille.
Die Uhr nur tickt. Es putzt die Brille
Der Chef und ruft dann indigniert:

„Ihr Urlaub ist bereits verflossen —
Er wurde ratenweis genossen —
Hier seh'n Sie selbst!“ — Es stimmt fürwahr
Erledigt war sie ratenweise
Die ahnungslose Schweizerreise.
Im Buche stand es sonnenklar!

Das Lied von den sechs Nonnen.*)

Nichts ist so fein gesponnen,
Es kommt doch an das Licht.
Das Krüglein geht zum Bronnen,
So lange, bis es bricht.
Der Zöllner sah sechs Nonnen —
So lautet der Bericht —
Die waren breit wie Tonnen
Und stattlich von Gewicht.

Man konnt' es nicht begreifen
Und man begann — o weh! —
Ihre Hüllen abzustreifen
Vom Wirbel bis zur Zeh',
Wie sehr sie sich auch steifen,
Entsetzt und bleich wie Schnee! —
Da gab's Tabak für Pfeifen
Und Spitzen und Kaffee . . .

Man muß sogar bewachen
Die Tugend, gottgeweiht,
Damit sie nicht mit Lachen
Die Grenzen überschreit' —
Denn fromme Leute machen
Sich oft nur — fälschlich breit,
Und sehr profane Sachen
Deckt oft das Ordenskleid!

---

*) „Sechs französische Nonnen aus einem Kloster bei Boulogne wurden an der belgischen Grenze in Baisieur wegen „verdächtigen Leibesumfangs" angehalten. Man untersuchte sie und fand bei ihnen ein ganzes Warenlager; darunter 28 Kilogramm Kaffee, ferner Spitzen, Tabak, Cigarretten — im ganzen 51 Kilogramm Ware." (Vossische Zeitung.)

Der Kongreß zum Schutz der wilden Tiere.*)

Ich blick' errötend in den Schoß,
Denn was wir Menschen treiben,
Ist nachgerade beispiellos
Und läßt sich nicht beschreiben.
Zumal im heißen Afrika,
Da hausen wir abscheulich,
Im Congostaat et cetera
Sind unsere Thaten greulich!
Im Burenlande treiben wir
Die Sache noch viel toller,
Da morden, plündern, rasen wir
Im höchsten Tropenkoller.
Ganz Afrika verheert der Grimm
Der Tier- und Menschenjäger.
Der Fauna geht es fast so schlimm,
Wie dem Aschanti-Neger.
Erbarmungslos wird nachgesetzt
Den armen wilden Tieren,
Schon muß man auf Kongressen jetzt
Für ihren Schutz plaidieren.
Bergzebras suchst, mein Lieber, Du
Und Quaggas schon vergeblich,
Desgleichen schmolz das Weißschwanz-Gnu
Zusammen schon erheblich.
Der Löw' verkriecht sich in sein Loch,
Um gänzlich zu verschwinden.

*) „In London tagt ein internationaler Kongreß, der eifrig Maßregeln zum Schutze des wilden Getiers im schwarzen Weltteile berät. Man erfährt da, daß die zügellose Jagdgier der Europäer furchtbare Verheerungen angerichtet hat." (Zeitungsmeldung von 1898.)

Man wird vielleicht sehr bald nur noch
Ihn auf der Börse finden!
So fröhnt in nimmersatter Gier
Der Mensch dem schnöden Hasse.
Ich bin ein Mensch — mir graut vor mir,
Mir graut vor meiner Rasse!

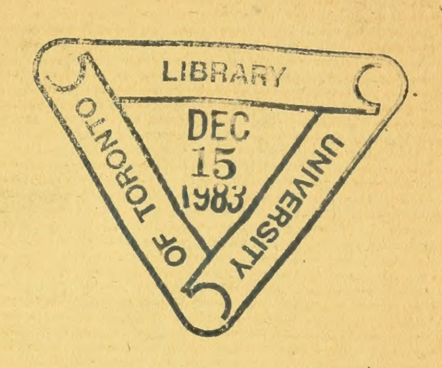
Pater Abel.*)

Intelligenz! Du bist das größte Uebel!
So rief mit Recht in Wien der Pater Abel,
Ausgießend seiner Rednergabe Kübel
Und schwingend seines Scharfsinns Düngergabel.
Intelligenz! Noch säß' im Paradiese,
Wenn Du nicht wärst, die Eva sanft im Grase,
Und neben ihr säß' auf der grünen Wiese
Der Adam ohne Zwicker auf der Nase,
Und wüßte nicht, daß ohne Kleidungsstücke
Sein Weib, und daß er selber nicht befrackt sei,
Erfahren hätt' er nie, zu seinem Glücke —
Daß er sowohl, als auch die Eva nackt sei.
Sie säßen kinderlos im Garten Eden
Noch heutzutage — und im Donaubabel
Könnt' heute keinen solchen Blödsinn reden
Von Geist und Sittlichkeit der Pater Abel!

---

*) In der Wiener Augustinerkirche predigte neulich Pater Abel: „Was hat es genützt, daß Adam und Eva sich lossagten von Gott? Sie erkannten — aber was denn? Daß sie nackt seien. Seit dieser Zeit gehen Unsittlichkeit und Intelligenz Hand in Hand.“ (Wiener Blätter, 1899.)

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.


LIBRARY
DEC
15
1983
UNIVERSITY
OF TORONTO



PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

